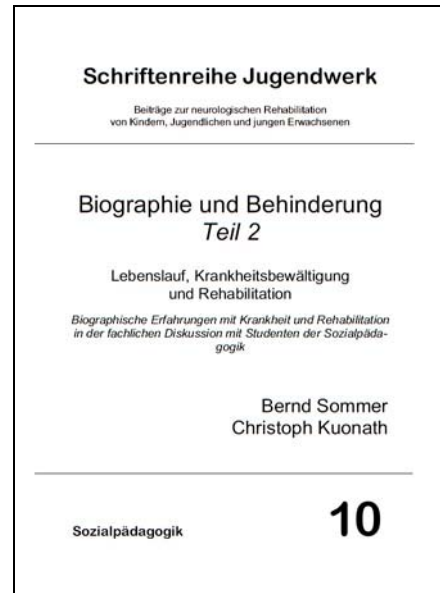


Schriftenreihe Jugendwerk, Heft 10
Download
Kuonath, Christoph / Sommer, Bernd :
Biographie und Behinderung – Teil 2,
Gailingen, 2000



Christoph Kuonath, Landwirtschaftsgeselle, ehemaliger Rehabilitand im Hegau-Jugendwerk, ist z.Zt. Student der Agrartechnik an der Akademie für Landbau innerhalb der Fachhochschule Nürtingen. Bernd Sommer, Dr. phil., Diplompädagoge mit dem Schwerpunkt Heil- und Sonderpädagogik, ist seit dem Jahr 1992 Mitarbeiter des Sozialpädagogischen Dienstes im Hegau-Jugendwerk. Christoph Kuonath und Bernd Sommer sind die Verfasser von Band 6 der Schriftenreihe Jugendwerk mit dem Titel "Biographie und Behinderung - Subjektive Deutungen und Bewältigungsstrategien von Krankheit und Behinderung (Ein autobiographisch orientierter Erfahrungsbericht)"

Das Hegau-Jugendwerk in Gailingen ist ein überregionales Rehabilitationszentrum für die neurologische Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Mit zur Zeit 200 Betten bietet es die ganze Rehabilitationskette von der noch intensivmedizinischen Frührehabilitation über alle Formen medizinischer, sozialer und schulischer Rehabilitation bis hin zur beruflichen Rehabilitation zum Beispiel in Form von Förderlehrgängen.

Die Schriftenreihe Jugendwerk ist ein in erster Linie internes Forum für die fachliche Auseinandersetzung mit den Fragen neurologischer Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Die einzelnen Hefte der Schriftenreihe stehen aber auch jederzeit allen externen Interessierten zur Verfügung und können als pdf-Datei von der Homepage des Hegau-Jugendwerks kostenfrei heruntergeladen werden.



Neurologisches Fachkrankenhaus und Rehabilitationszentrum Hegau-Jugendwerk
Kapellenstr. 31, 78262 Gailingen am Hochrhein

Telefon 07734 / 939 - 0
Telefax Verwaltung 07734 / 939 - 206
Telefax ärztlicher Dienst 07734 / 939 - 277
Telefax Krankenhausschule 07734 / 939 - 366
schriftenreihe@hegau-jugendwerk.de
www.hegau-jugendwerk.de

Redaktion der Schriftenreihe: Jörg Rinninsland, Wilhelm-Bläsig-Schule

Vorwort

Aufgrund der Tatsache, dass sich der Band 6 der Schriftenreihe Jugendwerk, *Biographie und Behinderung - Subjektive Deutungen und Bewältigungsstrategien von Krankheit und Behinderung (Ein autobiographisch orientierter Erfahrungsbericht)* nach Angaben der Redaktion der Schriftenreihe bisher einer außerordentlich großen Nachfrage erfreut, dass vereinzelt persönliche Rückmeldungen von Mitarbeitern des Jugendwerks wie auch von Leserinnen und Lesern außerhalb des Jugendwerks schriftlich erfolgende Anmerkungen und Rückfragen an die beiden Verfasser adressiert wurden, nicht zuletzt aufgrund des Schlusssatzes des Bandes 6, der darauf hinweist, dass der „Prozess der Rehabilitation (...) mit dem Ende der Schilderungen in der vorliegenden Lebensgeschichte nicht abgeschlossen (sei, Zusatz d. Verf.) - Christoph Kuonath hegt nach eigenen Aussagen den Plan, den weiteren Verlauf und den zu erwartenden ‚Erfolg‘ seiner Rehabilitation in Form einer Fortsetzung seiner Lebensgeschichte zu dokumentieren“¹, wurden die beiden Verfasser zu der Ausarbeitung und Durchführung eines Projektes ermutigt/ermuntert, das unter dem Titel „Krankheits- und Behinderungsverarbeitung anhand von Beispielen aus (sozial-)pädagogischen Arbeitsfeldern“ an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen, Fachbereich Sozialwesen, im Rahmen der akademischen Ausbildung angehender Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen im Zeitraum von Januar bis März des Jahres 2000 angeboten wurde.

Christoph Kuonath wurde im Mai 1999 aus der stationären Rehabilitation im Jugendwerk Gailingen nach Hause entlassen. Mit dem Band 6 der Schriftenreihe Jugendwerk legte er einen ausführlichen Bericht über seine bisherige Lebensgeschichte in Verbindung mit der ihn ereilenden Krankheit sowie der sich anschließenden erfolgreichen Rehabilitation vor, die allerdings, wie er selbst schreibt, „in der Zeit der Gegenwart, im Februar 1999, mitten in der Phase der Rehabilitation, endet“².

Mit seiner Entlassung im Mai 1999 fand der „offizielle“ Teil der Rehabilitation, der Christoph Kuonath über Akutkrankenhäuser in das Rehabilitationszentrum nach Gailingen führte, sein vorläufiges Ende.

Gleichzeitig stellt dieser Zeitpunkt den Beginn eines „neuen Lebensabschnittes“ dar, in dessen Zuge (wieder-)erlernte Fertigkeiten und sich allmählich ausprägende Fähigkeiten auf die alltäglichen Anforderungen der „harten Wirklichkeit“ des Lebens außerhalb des beschützenden Rahmens eines Rehabilitationszentrums treffen.

¹ KUONATH/SOMMER 1999, 66 (Auslassungen durch d. Verf.).

² KUONATH/SOMMER 1999, 65.

Die beiden Verfasser haben über die Entlassung aus der stationären Rehabilitation hinaus gelegentlich persönliche, telephonisch regelmäßig erfolgende Gespräche führen können, die letztlich zu dem Entschluss führten, die weiteren Schritte auf dem Wege zu der beruflichen, gesellschaftlichen und sozialen (Re-)Integration von Christoph Kuonath einer interessierten (Fach-)Öffentlichkeit gegenüber zu dokumentieren.

Im Zuge dieser Überlegungen wurde ein Seminar an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen, Fachbereich Sozialwesen, zu dem übergeordneten Themenbereich „Coping“ angeboten, in dessen Rahmen beide Verfasser die weitere berufliche und persönliche Entwicklung des ehemaligen Rehabilitanden sowie den ihn individuell charakterisierenden Prozess der Wiedereingliederung bzw. des Sich-Wieder-Einfindens in das Leben der Gemeinschaft, „ein erklärtes Ziel von Rehabilitation“, das „nicht nur auf das erfolgreiche Absolvieren von (schulischer) Ausbildung und Beruf, sondern vor allem auf dem (Wieder-)Erlernen sozialer und kommunikativer Fähigkeiten“³ aufbaue, zur Diskussion stellten.

Was sich in dem Zeitraum von Februar 1999 bis in die Gegenwart (April 2000) hinsichtlich der dokumentierbaren Lebensgeschichte des Christoph Kuonath ereignete, aber auch Gedanken, Gefühle, Fragen und die daraus resultierenden Erkenntnisse aus der Folgezeit wie auch die aufgrund der Erfahrungen aus dem Seminar sollen erklärtermaßen den interessierten Lesern/innen zur Verfügung gestellt werden.

Der vorliegende Band knüpft folglich übergangslos an den Schilderungen der Lebensgeschichte des Christoph Kuonath aus dem Februar des Jahres 1999 an, stellt somit eine Art „Fortsetzung“ seiner Biographie dar, wenn auch, wie im folgenden zu zeigen sein wird, auf einer anderen Betrachtungs- und Reflexionsebene.

Diese Überlegungen und daraus resultierenden Handlungen stellen allesamt Schritte dar hin auf dem Weg zu seiner individuellen, ihn zufriedenstellenden Form der Krankheitsverarbeitung.

Christoph Kuonath hat sich nie mit dem bisher Erreichten zufriedengegeben. Diese Lebenseinstellung war und ist heute noch u.a. eine der entscheidenden Triebfedern, die ihn zum Durchhalten während der akuten Phase seiner Erkrankung ermunterte, die gleichzeitig Motivation und Zielsetzung darstellt(e), sich immer neuen Anforderungen zu stellen und eigene Erwartungen zu formulieren.

In der Zwischenzeit scheint es Christoph Kuonath nicht mehr „auszureichen“, seine Lebensgeschichte und die auf seine Krankheit erfolgende Rehabilitation in schriftlichen Dokumenten niederzulegen, er zeigte sich nahezu „versessen“ darauf, sich

³ KUONATH/SOMMER 1999, 11; vgl. auch SOMMER 1999, 68.

den Fragen einer Gruppe interessierter Zuhörerinnen und Zuhörer aus der Fachöffentlichkeit zu stellen.

In diesem Sinne kam die Anfrage von Bernd Sommer an Christoph Kuonath im Dezember 1999 gerade zur rechten Zeit, ob er sich die mitgestaltende und mittragende Rolle im Rahmen einer Veranstaltung an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen, Fachbereich Sozialwesen, vorstellen könne.

In dieser Form kam, hier in aller erforderlichen Kürze dargestellt, die konkrete Zusammenarbeit der beiden Verfasser in Richtung auf die Konzipierung, Durchführung und Auswertung des Seminars „Krankheits- und Behinderungsverarbeitung anhand von Beispielen aus (sozial-)pädagogischen Arbeitsfeldern“ zustande.

Beide Verfasser sind sich darüber bewusst, dass *Krankheitsverarbeitung und Behinderungsbewältigung* ein nicht ausschließlich auf (sozial-)pädagogische Tätigkeitsbereiche beschränktes Thema darstellt, vielmehr arbeiten in einem Neurologischen Rehabilitationszentrum wie dem Hegau-Jugendwerk in Gailingen die Mitarbeiter unterschiedlicher Berufsgruppen in multi- bzw. interdisziplinärer Zusammenarbeit gemeinsam mit den Rehabilitanden u.a. an der Entwicklung von Strategien der Krankheits- und Behinderungsbewältigung wie auch an der Entwicklung neuer Lebensperspektiven.

Die Tatsache, dass die Veranstaltung an der Berufsakademie jedoch auf die Zielgruppe angehender Sozialpädagogen mit den ihnen eigenen Arbeitserfahrungen aus Praxisfeldern der Sozialen Arbeit zugeschnitten wurde, rechtfertigt unserer Meinung nach diesen eingeschränkten und einschränkenden Veranstaltungstitel.

Im Zuge dieser Überlegungen sind in Hinblick auf die Darstellungsweise im folgenden Beitrag zwei Wege eingeschlagen worden: Zum einen wird Christoph Kuonath in einer autobiographisch orientierten Erzählweise von den ihm als besonders markant erscheinenden Stationen seines Lebens von Februar 1999, dem Ende seiner Berichterstattung des Teiles 1 *Biographie und Behinderung*, bis in die Gegenwart, im April 2000, berichten, zum anderen wird das an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen, im Fachbereich Sozialwesen durchgeführte Seminar zum Themenbereich *Krankheitsbewältigung und Behinderungsverarbeitung* in seinen wesentlichen didaktischen, methodischen und inhaltlichen Grundsatzüberlegungen vorgestellt, wobei der Schwerpunkt darauf gelegt werden soll, die Grundlagen darzustellen, auf denen die Äußerungen von Christoph Kuonath zu verstehen sind.

Im gleichen Maße wie für den Band 6 der Schriftenreihe Jugendwerk gilt für den vorliegenden Bericht die Erklärung, dass der Beitrag von beiden Verfassern ausdrücklich zur Veröffentlichung autorisiert ist.

An der Verwirklichung eines Projektes wie dem hier zu beschreibenden sind unweigerlich mehrere Personen beteiligt: Unser Dank gilt zum einen den Menschen,

die zu einem überwiegenden Teil positive, z.T. auch begeisterte Rückmeldungen zum Band 1 der Lebensgeschichte von Christoph Kuonath anbrachten, zum anderen danken wir den an dem Seminar „*Krankheits- und Behinderungsverarbeitung*“ teilnehmenden Studentinnen und Studenten der Sozialpädagogik an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen, ohne deren interessierte, konstruktive und kritische Mitarbeit weder die Veranstaltung als solche noch die vorliegende Dokumentation möglich gewesen wäre.

Beide Verfasser stehen den interessierten Leserinnen und Lesern für (Rück-) Fragen zur Verfügung. Ein weiteres Seminar zum Themenbereich „*Krankheitsverarbeitung und Behinderungsbewältigung*“ befindet sich derzeit in der Planungs- und Konzipierungsphase, so dass Rückmeldungen und kritische Anmerkungen ausdrücklich erwünscht sind, um sie in die laufenden Überlegungen einbeziehen zu können.

Singen/Wildberg, im April 2000

Bernd Sommer
Christoph Kuonath

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	7
1.1. Einführung	7
1.2. Biographie und Behinderung - Methodische Probleme	9
1.3. Zielsetzungen und Aufgabenbereiche	10
2. Lebenslauf, Krankheitsbewältigung und Rehabilitation aus der Sicht eines ehemaligen Rehabilitanden	13
2.1. Einführung	13
2.2. Fortsetzung des Berichts zu Lebensgeschichte, Deutungsversuchen und Bewältigungsstrategien	14
2.2.1. Das Ende der stationären Rehabilitation ist absehbar	14
2.2.2. Entlassung aus Gailingen und Rehabilitation im alltäglichen Leben	21
2.2.3. Die Weiterbildung beginnt	30
2.3. Versuch einer Einordnung	34
3. Biographische Stationen und Krankheitsbewältigung in der fachlichen Diskussion mit Studenten der Sozialpädagogik	36
3.1. Einführung in konzeptionelle, didaktisch-methodische und inhaltliche Grundsatzüberlegungen	36
3.2. Christoph Kuonath und seine „Geschichte“ - Diskussion Teil 1	43
3.2.1. Chr Kuonath: Eine ganz andere Art der Verarbeitung steht an	43
3.2.2. Auswertung der Diskussion mit Christoph Kuonath im Seminar	54
3.3. Christoph Kuonath und seine Geschichte: Fortsetzung folgt ... - Diskussion Teil 2	57
3.4. Zusammenfassung und Versuch einer Einordnung	63
3.5. Rückmeldungen von Seiten der Seminarteilnehmer	65
4. Ausblick	67
Übersicht über die verwendete Literatur	71

1. Einleitung

1.1. Einführung

Krankheitsbearbeitung und Behinderungsbewältigung stellen im Rahmen Neurologischer Rehabilitation hirngeschädigter Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener Themenbereiche dar, die sich für den anstehenden Lernprozess des Akzeptierens bestehender Krankheitsfolgen und u.U. bleibender Behinderungen wie auch für die Entwicklung künftiger Lebenskonzepte des einzelnen Rehabilitanden von besonderer Bedeutung erweisen können.

Im Rahmen eines stationären Rehabilitationsaufenthaltes werden in Kooperation von Rehabilitanden mit den jeweiligen (Fach-)Therapeuten bzw. Mitarbeitern der Station einige der Grundlagen zu erarbeiten versucht, mit deren Hilfe die Rehabilitanden neben einem möglichst weit ausgeprägten Maß an körperlicher Gesundheit, neben der Ausbildung geistig-intellektueller Fähigkeiten und dem Erleben und Ausdrücken emotionaler Befindlichkeiten auch und vor allem die (wieder-)erlernten Fähigkeiten auf sozialer und kommunikativer Ebene im Rahmen des Prozesses der Wiedereingliederung in Familie, Beruf, Schule und Ausbildung den alltäglichen Anforderungen entsprechend einsetzen können (sollten).

Neben anderen Berufsgruppen (Psychologischer Dienst, Sozialdienst⁴) übernehmen Mitarbeiter des Sozialpädagogischen Dienstes Aufgaben aus dem Bereich psychosozialer Dimensionen von Rehabilitation, zu denen nach Angaben der Konzeption des Sozialpädagogischen Dienstes im Hegau-Jugendwerk u.a. "Motivationsarbeit, Hilfestellung bei der Bewältigung der Behinderung mit Beratung, mit der

⁴ Im Rahmen der Beschreibung von Aufgabenbereichen der psychologischen Mitarbeiter im Hegau-Jugendwerk wird u.a. „die Beratung und Motivation der Patienten, um mit ihnen zum Beispiel die weiteren Förderungsmaßnahmen in Schule und Berufstherapie abzustimmen. Diese Gespräche können im weiteren Verlauf auch zur Krankheitsbewältigung beitragen“ (Hegau-Jugendwerk 1999, 14). Zudem bestehe das Angebot von „therapeutische(n) Gespräche(n) zur Krankheitsbewältigung. Häufig ist eine psychologische Begleitung der Auseinandersetzung mit eigenen Einschränkungen und den dennoch möglichen neuen Lebenskonzepten notwendig. Neben der allgemeinen Begleitung werden gesprächspsychotherapeutische oder Systemische Unterstützung bei der Krankheitsbewältigung angeboten“ (Hegau-Jugendwerk 1999, 14; Veränderungen durch d. Verf.).

Auch im Rahmen der Beschreibung von Aufgaben des sog. Sozialdienstes im Hegau-Jugendwerk wird der Stichpunkt „Psychosoziale Beratung und Unterstützung (Motivationsförderung, Hilfe bei der Krankheitsbewältigung und -verarbeitung etc.)“ (Hegau-Jugendwerk 1999, 13) angeführt.

Entwicklung neuer Lebensperspektiven, mit Trauerarbeit usw."⁵ zu zählen seien. Dabei stünden u.a. das "pädagogisch gezielte Eröffnen von Möglichkeiten für die Rehabilitanden zum (Wieder-)Erlernen vormals beherrschter Fähigkeiten und Kenntnisse", die "Förderung von Selbstbestimmung und Selbständigkeit in alltagsrelevanten Handlungen", die "Förderung von Kommunikations- und Konfliktfähigkeit", die "Unterstützung der Rehabilitanden auf dem Weg zur Wiedererlangung von Gruppenfähigkeit", die "Hilfestellung bei Krankheitsbewältigung und Behinderungsverarbeitung" sowie die gemeinsame "Bearbeitung von Fragen im Rahmen der Entwicklung neuer Lebensperspektiven"⁶ im Mittelpunkt sozialpädagogisch ausgerichteter Arbeit im Hegau-Jugendwerk.

Nach Meinung von RITZ (1998), die einige Schwerpunkte pädagogischer Arbeit mit hirngeschädigten Kindern und Jugendlichen in stationären Rehabilitationszentren beschreibt, komme „neben der Förderung der Eigenständigkeit im lebenspraktischen Bereich - Körperpflege, Anziehen, Essen und so weiter - und der Einübung erreichter und wiedergewonnener Fähigkeiten im Alltag (...) der Förderung sozialer und kreativer Fähigkeiten in der Gruppe und Freizeitaktivitäten - zunächst innerhalb, dann zunehmende außerhalb des Hauses - ein hoher Stellenwert zu mit dem Ziel des Wiedererwerbs von 'Sozialkompetenz'⁷.

Die angesprochenen Aspekte, die SOMMER (1999) unter die folgenden Kategorien zusammenfassend als „Förderung von Selbstbestimmung und Selbständigkeit in alltagsrelevanten Handlungen, das Bearbeiten von Verhaltensauffälligkeiten sowie die gemeinsame Erarbeitung von möglichen Verhaltensalternativen, die Unterstützung auf dem Weg hin zur Wiedererlangung von Gruppenfähigkeit (...), Förderung von Kommunikationsfähigkeit und Konfliktfähigkeit, Hilfe zur Entwicklung von Eigenverantwortlichkeit“⁸ zu beschreiben sucht, scheinen neben anderen bedeutsamen Gesichtspunkten eine der wesentlichen Grundlagen darzustellen für den phasenhaft ablaufenden Prozess von Krankheitsbewältigung⁹, der sich „zwi-

⁵ Jugendwerk Gailingen 1990, 1; vgl. auch Arbeitspapier Jugendwerk Gailingen 1994; vgl. auch KUONATH/SOMMER 1999, 7 f.

⁶ Hegau-Jugendwerk 1999, 28.

⁷ RITZ 1998, 22 (Auslassungen durch d. Verf.).

⁸ SOMMER 1999, 64 (Auslassungen durch d. Verf.).

⁹ Im Vorwort zu dem vorliegenden Band klang bereits an, was in diesem Zusammenhang nochmals aufgegriffen werden soll: Beide Verfasser sind sich bewusst, dass Krankheitsverarbeitung und Behinderungsbewältigung Themen darstellen, die sich nicht auf sozialpädagogische Aufgabenfelder beschränken (lassen). In der multi- bzw. interdisziplinären Zusammenarbeit unterschiedlicher Berufsgruppen im Rahmen Neurologischer Rehabilitation thematisieren die Mitarbeiter der medizinisch-therapeutischen Fachrichtungen, die von Schule und Berufstherapie wie auch die der Station Probleme

schen den Polen der kognitiven Bewertung der eigenen Situation (wird sie als Bedrohung, als Verlust oder als Herausforderung erlebt) und der Auswahl verschiedener Copingverhaltensweisen (z.B. Suche nach Informationen über die eigene Krankheit und ihre Behandlungsformen, Umstellen der Lebensweise, Neuformierung von Werten, Ausbildung ablenkender Aktivitäten, usw.)¹⁰ bewegt.

Aufgrund der Individualität jeder einzelnen Krankheitsgeschichte sowie der sie begleitenden biographischen, familiären, sozialen und beruflichen Lebensumstände lassen sich keine bzw. kaum verallgemeinerbare Aussagen treffen; dieser Eindruck lässt sich erhärten durch die Beobachtung, dass in der wissenschaftlichen Literatur von wenigen Ausnahmen abgesehen keine Beschreibungen aufzufinden sind, „wie der komplexe Prozess von Krankheitseinsicht, Behinderungsverarbeitung und Erarbeitung neuer Lebensperspektiven konkret aussehen“¹¹ könnte.

1.2. Biographie und Behinderung - Methodische Probleme

Der biographisch orientierte Arbeitsansatz von KUONATH und SOMMER (1999) bietet hingegen erste Einsichten in die Beantwortung der Fragestellung, „in welchem Maße diese Lernprozesse (damit sind das Lernen bzw. Wieder-Erlernen von Eigenverantwortlichkeit, Selbstbestimmung und Selbständigkeit in alltagsrelevantem Denken und Handeln gemeint, Anm. d. Verf.) eingebunden sind in die jeweils vorfindliche Lebensgeschichte des einzelnen Rehabilitanden“¹², in deren Rahmen wiederum die auf subjektiv-persönlicher Ebene getroffenen Beschreibungen, Erklärungs- und Deutungsversuche von Seiten der von Krankheit und Behinderung „betroffenen“ Menschen von besonderer Bedeutung sein können.

Neben den Ansätzen von SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI (1993), PÖSSL/MAI (1996) und KUONATH/SOMMER (1999) lässt sich bisher kein weiterer ernstzunehmender Vorstoß ausmachen, in dessen Zuge jugendliche Menschen mit Hirnverletzungen als „Experten für ihre Behinderung“¹³ eine aktiv handelnde, „schreibende“ Rolle übernehmen.

In dem vorliegenden Band stellt Christoph Kuonath als ehemaliger Rehabilitand des Hegau-Jugendwerk nicht das Objekt, sondern das Subjekt eines eigens ausgearbeiteten „Forschungsprojektes“ dar, in dessen Rahmen der Alltag des Men-

der Rehabilitanden, die in den Kontext der komplexen Prozesse Krankheitsbearbeitung und Behinderungsbewältigung eingeordnet werden können.

Vgl. auch Vorwort, S. 4.

¹⁰ MISEK-SCHNEIDER 1996, 87

¹¹ KUONATH/SOMMER 1999, 8.

¹² KUONATH/SOMMER 1999, 8.

¹³ SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI 1993, 10.

schen mit einer Krankheit oder Behinderung bzw. deren Folgen, „Erlebnisse, Aktivitäten und Erfahrungen, so wie sie sich im unmittelbaren Lebenszusammenhang niederschlagen“¹⁴, im Mittelpunkt (auto-)biographisch orientierter Lebensberichte stehen.

Der vorliegende Band stellt den zweiten Teil der Beschreibung der Lebensgeschichte von Christoph Kuonath dar, in dessen Rahmen u.a. die Komplexität wie auch die Prozesshaftigkeit seines individuell eingeschlagenen Weges von Krankheitsbearbeitung und Behinderungsbewältigung herausgearbeitet wird.

Im Laufe dieser Verarbeitungsprozesse werden die von HOROWITZ (1980) beschriebenen Bewältigungsmuster „aktive Beschäftigung mit der Krankheit und Durcharbeiten der eigenen Situation“, „Hinwendung zu anderen Aktivitäten und Neuformierung eigener Einstellungen und Werte“ und „Aufsuchen sozialer Kontaktpersonen“¹⁵ in mehr oder weniger stark ausgeprägter Qualität in den Berichten von Christoph Kuonath sichtbar und wahrnehmbar.

Trotz aller z.T. berechtigten Kritik an der Wissenschaftlichkeit, trotz des Fehlens einer systematischen Ausarbeitung biographischer Forschung eröffnet die biographische Methode nach Aussagen LAMNEKs (1989) „den Sozialwissenschaftlern einen Zugang zur sozialen Wirklichkeit, bei dem die Individualität des Akteurs berücksichtigt bleibt und diese Individualität sozial verursacht und strukturiert gedacht wird“¹⁶.

Dieser Denkansatz steht somit in der Tradition des seit den 70er Jahren in Teilen der sozialwissenschaftlichen Diskussion immer wieder geäußerten Interesses an Subjektivität¹⁷, in dessen Rahmen nach Aussagen SOMMERs (1996) „die Analyse biographischen Materials wie Tagebüchern, Briefen, Autobiographien, Lebensgeschichten u.a. einen möglichen methodischen Weg der Erkenntnisgewinnung darstellt“¹⁸.

1.3. Zielsetzungen und Aufgabenbereiche

Wie in Teil 1 der Lebensgeschichte des Christoph Kuonath angedeutet, wird auch in dem nachfolgenden Teil 2 das „Experten-Wissen“, die „biographische Kompetenz“¹⁹ eines jugendlichen Rehabilitanden mit Erkrankung bzw. Hirnverletzung „als

¹⁴ FICHTENKAMM 1987, 69.

¹⁵ HOROWITZ 1980, zit. nach MISEK-SCHNEIDER 1996, 87.

¹⁶ LAMNEK 1989, 312 (im Original *kursiv* gedruckt); vgl. auch KUONATH/SOMMER 1999, 8 ff.

¹⁷ vgl. u.a. WAHL/HONIG/GRAVENHORST 1982.

¹⁸ SOMMER 1996, 130.

¹⁹ ZINNECKER zit. nach SPÖHRING 1989, 271.

Quelle der Erkenntnis für die Veränderung von Sichtweisen der Re-habilitanden selbst wie auch von Möglichkeiten der Betrachtung der engen Verzahnung von Krankheitsbewältigung und Biographie des Rehabilitanden²⁰ angesehen.

Im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes stehen zum einen die schriftlich dokumentierten Erzählungen des ehemaligen Rehabilitanden über bedeutende Begebenheiten aus und Begegnungen mit Menschen in seinem bisherigen Leben, die Beurteilung und Einordnung kritischer Lebensereignisse, die vor allem aufgrund von subjektiv-persönlichen Kriterien vorgenommenen Be- und Verarbeitungsstrategien von Krankheit und Behinderung sowie die Bemühungen um Antworten auf die „übergeordneten“, philosophisch anmutenden Fragen nach dem „Sinn des Lebens“.

Zum anderen besteht der vorliegende Bericht aus der unweigerlich bruchstückhaft und unvollständig bleibenden Beschreibung des an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen, Fachbereich Sozialwesen, angebotenen Seminars „Krankheits- und Behinderungsverarbeitung anhand von Beispielen aus (sozial-)pädagogischen Arbeitsfeldern“, in dessen Rahmen Christoph Kuonath als ehemaliger Rehabilitand des Hegau-Jugendwerk den anwesenden Studenten der Sozialpädagogik/Sozialarbeit über seinen individuell beschrittenen Weg der Krankheits- und Behinderungsbearbeitung Auskunft gab.

Im Rahmen dieser Veranstaltung, und dies wird im folgenden dokumentiert werden, wird Christoph Kuonath die Ebene der „bloßen Beschreibung“ von Geschehnissen aus und Begegnungen in seinem Leben verlassen und auf eine qualitativ völlig anders zu bewertende Abstraktions- und Reflexionsebene abheben als die, die über seine Berichte im Teil 1 der Lebensgeschichte deutlich sichtbar wurden.

In der gemeinsamen Diskussion mit angehenden Sozialpädagogen und Sozialarbeitern werden Frage- und Problemstellungen erörtert, die in der wahrnehmbaren Intensität und Tiefe so bislang nicht angesprochen worden sind.

Der Verlauf eines Lebensschicksals gleicht nicht dem anderen. Diese banal wirkende Erkenntnis erhält im Zusammenhang mit dem Themenbereich Krankheitsbearbeitung und Behinderungsbewältigung über die aus den schriftlich wie mündlich erfolgenden Äußerungen des ehemaligen Rehabilitanden Christoph Kuonath ersichtliche Komplexität und das Eingebettet-Sein in biographische Bezüge neue Bedeutung.

Ein übergeordnetes Ziel besteht, ähnlich wie in Teil 1 der Lebensgeschichte des Christoph Kuonath beschrieben, darin, die Sensibilität für die subjektive Betrachtungsweise und die Deutungsversuche des Rehabilitanden hinsichtlich Krankheit und Behinderung zu fördern. Christoph Kuonath erweist sich in diesem Zusam-

²⁰ KUONATH/SOMMER 1999, 11.

menhang zum wiederholten Male als ein reflektierter und reflektierender „Experte seiner Biographie“²¹.

Die vorliegenden Teile 1 und 2 der Lebensgeschichte des Christoph Kuonath stellen nicht nur Verlauf und Ergebnisse des von ihm individuell gewählten Weges der Krankheits- und Behinderungsbewältigung dar, mit ihnen wird gleichzeitig Zeugnis abgelegt über die auf unterschiedlichen Ebenen beobachtbaren Zusammenhänge und Wechselbeziehungen von biographischen, familiären und sozialen Bezügen, die das Leben eines Menschen in seiner Gesamtheit auszumachen scheinen.

²¹ SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI 1993, 10.

2. Lebenslauf, Krankheitsbewältigung und Rehabilitation aus der Sicht eines ehemaligen Rehabilitanden

2.1. Einführung

Für diejenigen Leserinnen und Leser, die den ersten Teil der Lebensgeschichte des Christoph Kuonath nicht kennen, wird der „Einstieg“ des Verfassers in die Beschreibung der lebensgeschichtlich bedeutsam werdenden Ereignisse, deren subjektive Bewertungen sowie der den Verfasser kennzeichnenden „eigenen“ Art der Krankheitsbewältigung nur schwerlich nachzuvollziehen sein.

In einem offen als „Fortsetzungsroman“ bezeichnbaren Beitrag wäre an dieser Stelle die Frage angebracht „Was geschah bisher?“ und dementsprechend eine kurze Zusammenfassung des bisherigen Ereignisse.

Dieses Vorgehen lehnen beide Verfasser ab, da es ihrer Meinung nach nicht möglich ist, die zusammenhängende, auf Komplexität aufbauende Lebensgeschichte des Christoph Kuonath in Verbindung mit dem Krankheitsereignis, den nachfolgenden Rehabilitationsbemühungen sowie den persönlich-subjektiv gehaltenen Einschätzungen und Beurteilungen des ehemaligen Rehabilitanden in wenigen Worten zusammenzufassen²².

Im folgenden wird Christoph Kuonath mit seinen Schilderungen an der Phase seines Lebens und dementsprechend seiner Rehabilitation ansetzen, an der er im Februar des Jahres 1999 geendet hat.

²² Um die Beschreibung der nachfolgenden Ereignisse, Gedanken und Gefühle aus unterschiedlichen Bereichen einer umfassenden Rehabilitation ihren wahren Bedeutung entsprechend einschätzen zu können, bedarf es unserer Meinung nach der Kenntnis der Vorgeschichte.

Die/der interessierte Leser/in sei an dieser Stelle verwiesen auf den Band 6 der Schriftenreihe Jugendwerk, der im Jahre 1999 unter dem Titel „Biographie und Behinderung - Subjektive Deutungen und Bewältigungsstrategien von Krankheit und Behinderung (Ein autobiographisch orientierter Erfahrungsbericht)“ von Christoph Kuonath und Bernd Sommer veröffentlicht wurde.

2.2. Fortsetzung des Berichts zu Lebensgeschichte, Deutungsversuchen und Bewältigungsstrategien²³

2.2.1. Das Ende der stationären Rehabilitation ist absehbar

Christoph Kuonath setzt ein mit der Beschreibung der Ereignisse ab Februar 1999, zu einem Zeitpunkt, da eine mögliche Entlassung aus der stationären Rehabilitation im Hegau-Jugendwerk absehbar wurde.

Beim kritischen Lesen der Beschreibungen wird u.a. ein Problem offensichtlich, dessen Entstehen auf i.w.S. als „biographische Forschungsmethoden“ bezeichnenswerten Arbeitsansätzen begründet zu liegen scheint: Die Tatsache, dass die Ereignisse und Begebenheiten einerseits sowie deren Beschreibung andererseits in der hier vorliegenden Form aus dem zeitlichen Abstand von einem Dreivierteljahr entstanden sind, kann u.U. zu einer Verzerrung und einer nicht in allen Einzelheiten authentischen Schilderung der zeitlichen Abläufe führen; dies ist auch nicht beabsichtigt, vielmehr stehen die nach subjektiven Kriterien erfolgende Auswahl und Beschreibung sowie die nachfolgenden Deutungsversuche des Verfassers im Vordergrund²⁴.

Themen, die Christoph Kuonath in den letzten Monaten seines stationären Aufenthaltes im Hegau-Jugendwerk beschäftigen, sind u.a. Fragen der selbstkritischen Reflexion seines damaligen Rehabilitationsstandes, Fragen im Zusammenhang mit der Entwicklung neuer Zukunftsperspektiven und, für Christoph Kuonath charakteristisch, die ihn kontinuierlich beschäftigenden Fragen nach dem „Sinn des Lebens“.

Ein Jahr nach dem ersten Teil meines Berichtes über meine Krankheitszeit will ich nun den weiteren Rehabilitationsprozess beschreiben.

Heute, nachdem ungefähr ein Dreivierteljahr zwischen der Entlassung aus der Rehabilitation in Gailingen und dem Schreiben dieser Zeilen liegen, habe ich genügend Abstand zu meiner Krankheit und zu meinen Deutungsversuchen, um sie selbst besser einordnen zu können.

Ich habe am Ende des ersten Teils meiner Lebensgeschichte formuliert, „dass es mir

²³ „Fortsetzung“ bedeutet in diesem Zusammenhang, dass das Kap. 2.2. des vorliegenden Bandes inhaltlich nahezu übergangslos anschließt an die Ausführungen des Kap. 2.2.7. Auf der Suche nach dem „Sinn“ in Band 6 der Schriftenreihe Jugendwerk „Biographie und Behinderung“ Teil 1; vgl. KUONATH/SOMMER 1999, 49 ff.

²⁴ vgl. Kap. 2.2. des vorliegenden Bandes.

recht gut geht, doch dass ich immer noch nicht an den von mir gesteckten Zielen ange-
langt bin“. An dieser Stelle, an die ich mich noch genau erinnern kann, möchte ich mit
der weiteren Erzählung fortfahren.

„Eigentlich“ hätte ich zu dieser Zeit schon recht zufrieden sein können, da ich bereits
zu diesem Zeitpunkt auf eine gute, erfolgreiche Rehaszeit zurückblicken konnte. Ich war
auch sehr zufrieden, doch dies zeigte ich nicht immer und, im nachhinein, muss ich
zugeben, dass es selten Momente gab, in denen ich wirklich vollkommen zufrieden mit
mir war.

Was jedoch gut war, dass ich die Schuld der Unzufriedenheit nicht anderen in die
Schuhe schob, sondern mir selber zuschrieb. Schließlich konnte ja niemand etwas da-
für, wenn ich mit mir selbst nicht zufrieden war. So konnte ich doch sehr froh sein,
dass ich eine so gute Therapie genoss, und gerade weil mir das bewusst war, versuchte
ich, wenn ich mit etwas Probleme hatte, die Ursache bei mir und nicht bei anderen zu
suchen.

Natürlich kam es auch vor, dass ich mit jemand nicht so gut klarkam wie mit anderen,
jedoch haben sich diese Spannungen im Laufe der Zeit entspannt. Mir war eigentlich
auch klar, dass, wenn mein Gesundheitsstand so bliebe, ich meine weiteren Träume
und großen Ziele begraben konnte und ich dann in anderen Dimensionen denken müss-
te; aber die Hoffnung blieb mir stets erhalten, ja auch heute noch, auch wenn sie
manchmal unbegründet ist, sie kann einen und muss einen auch in ausweglos erschei-
nenden Situationen halten und darf nicht verloren gehen, da sonst keine Veränderung
hervorgerufen werden kann.

So erging es mir zumindest in meinem Rehaprozess. War ich selbst voll Hoffnung,
konnte ich an mir mehr und schneller bewegen, wie wenn ich die Therapie nur machte,
aber nicht davon überzeugt war, dass sie auch wirklich etwas verändern könnte.

So kann ich behaupten, dass ich zu jenem Zeitpunkt meine Situation schon wieder
recht realistisch einschätzen konnte, auch wenn ich nicht immer realistisch blieb. Ich
bewegte mich in dieser Zeit in einem Wechselbad der Gefühle. So gab es Tage, an
denen ich voller Zuversicht war und am liebsten alle Aufgaben der Welt auf einmal
angepackt hätte, an denen ich auch gerne träumte - was einem Menschen durchaus sehr
gut tut -, da er so seinen Horizont erweitert weiß, obwohl ihm klar ist, dass er Ein-
schränkungen hat, die eben da sind und nicht so schnell wegzublasen sind.

So, meine ich, taten mir diese Träumereien gut, da die nächsten Tiefschläge von alleine
kommen und man wieder schnell genug auf den „Boden der Tatsachen“ geholt wird.
Jedoch sollte auch nicht der Fehler gemacht werden, dass man sich ganz in eine
Scheinwelt verliert und nur noch alles unrealistisch sieht, dass man so nie lernt, die

gegebene Situation anzunehmen und sie zu akzeptieren lernt.

Da spreche ich auch aus eigener Erfahrung, wobei ich wirklich auch noch heute gerne träume, wie alles wäre, wenn ..., ja wenn... - dieses Treiben birgt auch seine Gefahren in sich, denn wenn man dadurch ins Hadern mit seinem Schicksal kommt, ist aus dem vermeintlichen Stimmungshoch schnell ein Tief geworden.

So machte ich mir damals viele Gedanken um meine Zukunft und hatte auch Ängste, wenn ich in die Zukunft blickte. Eigentlich war ich oft zu mir selbst ungerecht, denn ich meinte, in eine schwarze Zukunft zu blicken, doch hatte ich auch schon wieder viele schöne Erfolgserlebnisse vorzuweisen. Immerhin hatte ich es ja geschafft, meine Gesellenprüfung noch abzuschließen und dies dazu dann noch mit so einem tollen Ergebnis, das selbst meine eigenen Erwartungen übertraf.

Ich wollte zwar etwas zwischen Eins und Zwei erreichen und setze mich auch unter großen Erwartungsdruck, doch dass ich dies letztendlich mit einem so tollen Ergebnis schaffte, überraschte mich selbst. Trotzdem ich in meinem Gesellenbrief eine Eins stehen hatte, war ich nicht zufrieden mit meiner Zukunft oder trotzdem verunsichert.

Ich wusste zwar, dass ich es konnte und auch noch alles wusste, doch ob ich es wirklich schaffen würde, einen Betrieb zu führen, hielten bis heute die meisten für fraglich. Nun stand zudem ein baldiges Ende meiner Rehazzeit an, was mich auch verunsicherte, auch wenn ich schon wusste, was ich konnte und was nicht. Aber ich hatte eben noch immer Angst, das ich wieder krank werden könnte und es dann nicht mehr so gut für mich ausgehen könnte.

Auch wenn dieses Verhalten für Kranke vielleicht „normal“ ist und der Einzelne erst lernen muss, damit umzugehen, dauert es eine gewisse Zeit, bis wieder alles gut ist und diese Ängste einen nicht mehr erreichen. Schon alleine der Kontakt zu anderen Patienten, die die Entlassung schon hinter sich hatten und zum Teil mit größeren Rückschlägen zu kämpfen hatten, machten mich unsicher, schon deshalb weil ich Großes vorhatte und ich nicht so gut einschätzen konnte, ob eine Arbeit zu viel für mich war oder nicht.

Natürlich weiß ich, dass man von dem einen „Fall“ nicht auf den anderen schließen kann und die Menschen auf unterschiedliche Krankheiten und Therapien unterschiedlich reagieren. So ist mir auch bewusst, dass die Verarbeitung meiner Krankheitszeit nicht für jeden Patienten die richtige wäre, sondern jeder eine andere Art der Bewältigung der Ereignisse haben kann als ich.

Für mich waren viele Aspekte in diesem Prozess wichtig, die andere Patienten nicht interessierten. Ich bin zwar froh, dass ich mir Gedanken über viele Sinnfragen des Lebens gemacht habe, da sie mich ruhig gemacht haben, die Hoffnung und das Ver-

trauen gestärkt haben. Doch viele andere Mitpatienten belächelten mich und verstanden nicht, wie sich ein junger Mensch Gedanken über den Sinn des Lebens machen kann. Nur wenige waren daran interessiert, mit mir ihre Erfahrungen auszutauschen. Zudem wusste ich ja auch nicht, was richtig oder falsch ist, und so denke ich bis heute, dass diese Art der Einordnung auch schwierig ist. So meine ich, wenn sich ein Mensch schon Gedanken über solche Fragen macht und auf der Suche nach Antworten ist, ist es besser als wenn man sich auf dieses Gebiet gar nicht begibt oder sagt, das hat Zeit, bis man alt ist - wer kann schon sagen, wie alt er wird.

Bei mir standen in der folgenden Zeit die Gedanken um die Zukunft im Vordergrund. So hatte ich meine Berufsausbildung als Landwirt gegen alle Erwartungen anderer doch noch zu Ende bringen können.

Dies sollte für mich der persönliche Abschluss mit meinem Beruf sein, doch als nach der super Abschlussprüfung weitere große Fortschritte an meiner Hand zu sehen waren, wuchs in mir die Hoffnung, das Unmögliche doch noch zu schaffen. „Eigentlich“ war klar, dass eine Umschulung mich in der Folgezeit beschäftigen würde, doch ich war längst auf der Suche, wie ich es schaffen könnte, die Umschulung zu umgehen und einen realistischen Weg in meinen alten Beruf zu finden, was ich dann auch wirklich machen könnte.

Auch wenn ich mich dadurch vielleicht revolutionär verhielt, suchte ich etwas, das meinem Gesundheitsstand gerecht wurde, das ich ausüben konnte und mit dem alten Beruf verbunden war.

So fand ich mit der Zeit eine Schule, in deren Rahmen die Schüler zum staatlich geprüften Agrartechniker ausgebildet werden. Irgendwie sah ich in dieser Zeit meinen Weg in der Landwirtschaft.

Ich setzte alles daran, an meinen großen Traum, der Rückkehr, wieder anzusetzen. So wie ich es heute erkannt habe, wollte ich in jener Zeit auch nichts anderes machen und lehnte alles andere ab. Und trotzdem bin ich heute trotz vieler Schwierigkeiten froh, den schwereren Weg gegangen zu sein, doch heute fixiere ich mich nicht mehr so stark auf nur eine Lebensaufgabe, denn wenn es sich bewahrheiten sollte, dass ich was anderes mache, so kann ich mich dem sowieso nicht widersetzen.

Ich habe heute immer noch den Wunsch, dieses große Ziel zu erreichen, doch mittlerweile gefallen mir auch andere Aufgaben recht gut, so dass nun mein Ziel ist, mehrere Aufgaben zu kombinieren und auch auszuüben. Für mich war immer klar, dass ich trotz Krankheit und der damit verbundenen Einschränkungen auch weiterhin eine Arbeit machen will, bei der ich voll dabei bin und auch gewissen Erfolg habe oder etwas erreiche, sei es für mich oder andere.

Schon frühzeitig sagte ich, nur zu leben, ohne etwas zu tun und mich für etwas einzusetzen, reicht mir nicht. Viele meiner Mitpatienten konnten gar nicht verstehen, wie man nur so schnell wieder arbeiten will, ohne sich genügend Pausen zu gönnen. Doch mir gab die Arbeit auch Kraft und Zufriedenheit, wenn ich ein kleines Ziel erreicht hatte, das ich mir gesteckt hatte.

Diese Einstellung trieb mich fieberhaft dazu, einen Weg zu suchen, wie ich es doch noch schaffen könnte. Ja sogar heute treibt mich diese Kraft und der Wunsch des Erreichen-Wollens noch an und manchmal sogar noch mehr, da ich heute diesem Ziel schon wieder erheblich näher bin als zu jener Zeit.

Als ich an einem Wochenende zu Hause war, erfuhr ich von einem Tag der offenen Tür in jener Schule in Nürtingen; ich machte mich also mit einem ehemaligen Schulkameraden aus der Gesellenschule, der auch Interesse hatte, diese Schule zu besuchen, auf den Weg, alles einmal genauer anzuschauen und zu klären, ob ich die Aufnahmekriterien erfüllte.

Ich wusste schon, dass es klappen könnte, hatte ich mich auch schon beworben und telefonisch angefragt, doch war es ein stetiges Auf und Ab, da es immer wieder Hindernisse gab, die ich natürlich alle aus dem Weg zu schaffen versuchte.

An diesem besagten Tag konnte ich mit dem Schulleiter persönlich sprechen, der mir versicherte, dass ich alle Kriterien erfüllte und dass meine körperlichen Einschränkungen so minimal wären, dass er keine Probleme sehen würde.

Einzig und allein die Reha prüfte alles sehr genau, schließlich hieß das, dass ich nach meiner Entlassung nicht mehr zu Hause wohnen würde, mich selbst versorgen müsste und die Schule und Therapie alleine regeln müsste.

Mir wurde klar, dass die eigentliche Reha erst nach der Entlassung beginnt, und zwar dann, wenn ich mich im alltäglichen Leben wieder behaupten musste. Doch diesen Schritt fand ich gut, wollte ich doch selbst sehen, wo ich stehe, ob ich mich realistisch einschätzen konnte oder nicht und ob ich mich nicht doch nach einem anderen Beruf umsehen musste. Ich wollte schließlich auch nicht ein Leben lang am falschen Lebenswerk schaffen. Das was kommen würde, würde hart werden, das war mir klar. Denn man hatte mich im Rahmen eines Berufsberatungsgesprächs gewarnt, nicht nach den Sternen greifen zu wollen und nicht zu vergessen, dass ich krank war. Dennoch war ich der Überzeugung, dass ich es schaffen könnte, wenn es denn mein Weg sein sollte - wenn es schief ginge, müsste ich mir später nicht vorwerfen, dass ich es nicht wenigstens einmal versucht hatte.

So sagte ich mir, im Falle dass es eben doch nicht geht, könnte ich wieder zurück und etwas anderes erlernen. Doch mit dieser Weiterbildung stand mir auch ein großer Be-

reich innerhalb meines alten Berufes offen, so bestanden große Chancen, dass ich nicht nur den elterlichen Betrieb weiterführen könnte, sondern der große Bereich der Beratung stand mir auch noch offen und so könnte ich meine Kenntnisse wenigstens noch nutzen.

Es stand jedoch noch die große Frage offen, ob ich einmal wieder „fahren“ dürfte. Von körperlicher Seite ging es sicherlich, doch eine große Frage war, ob die Augen in der Zwischenzeit auch wieder besser wurden.

So kam ich in eine Augenklinik in Tübingen, die in solchen Fällen entscheidet. An jenem Tag zitterte ich schon enorm, wusste ich doch, wie wichtig es ist, in meinem Beruf ein Fahrzeug lenken zu dürfen. Schon allein, weil dann auch die Chancen, in die Beratung zu gehen, minimal wären, wenn ich nicht fahren durfte. Also war es schon ein wichtiger Schritt für mich und ich sicherte mich vorher auch ein wenig ab, so sagte ich mir, dass, sollte es nicht klappen, es mir immer noch sehr gut ginge und ich etwas anderes finden würde.

Doch ich hatte im Vorfeld ein gutes Gefühl, da ich schon vorher mehrere gute Gelegenheiten hatte, mich zu prüfen. Ich war mir zwar bewusst, dass ich es nicht durfte, und es war mir auch klar, was es für Konsequenzen hätte, wenn irgend etwas passieren würde. Ich wollte an den Wochenenden schon wieder fahren und testen, was ich schon wieder konnte, schließlich brachte es mir großen Aufwind, wenn ich jedes Wochenende sah, dass etwas besser geht. Um aber das Risiko möglichst gering zu halten, fuhr ich immer mit meinem Vater. So wie er sagte und was mir selbst auffiel, dass ich anfangs keinen Überblick gehabt hätte, ein Fahrzeug sicher zu lenken, doch in der Zwischenzeit konnte ich wieder viel besser fahren, mein Überblick sowie die Reaktion waren wieder viel besser. Darauf beruhte auch mein gutes Gefühl. Doch ein wenig bange war mir vor dem Test schon. Um so größer war die Freude, dass es schließlich ein gutes Ergebnis war und somit das vorläufig letzte Hindernis für die Schule aus dem Weg geräumt war. Ich durfte also tatsächlich wieder fahren, ich sollte lediglich einmal in einer Fahrschule eine Fahrstunde nehmen, um letzte Zweifel ausschließen zu können. Dies machte ich auch und obwohl alles gut lief, machte ich noch ein paar weitere, um meine Belastbarkeit zu prüfen. Ich wollte sichergehen, dass es auch wirklich vertretbar war, dass ich wieder fuhr, so sagte ich mir, bevor ich andere gefährde, will ich besser nie mehr fahren. Eben nicht um diesen Preis.

So war es nun, dass der Weg geebnet schien und somit auch der Abschied aus der Reha bald anstand. Ich hatte lange genug Zeit, um mich auf diesen Tag vorzubereiten, und ich sehnte mich auch danach, auch wenn ich froh war, solange die Therapie in Anspruch nehmen zu können.

Wusste ich doch, dass nur die Therapie mir helfen konnte, deshalb wusste ich auch nicht, wie es mir gehen würde, wenn ich keine oder weniger intensive Therapie hatte. Nach 15 Monaten stand nun der Abschied an und ein wenig traurig war ich natürlich auch, denn in dieser langen Zeit hatte ich neue Freunde gefunden, zudem verstand ich mich mit einigen Therapeuten gut.

Von vielen Patienten konnte ich erfahren, wie der Abschied ist, doch nicht alle sind so froh, wenn sie entlassen wurden, denn einige sehen ein, dass weitere Therapien ihnen gut tun würden. So merkte auch ich während meiner langen Zeit in der Reha, dass die Aufenthalte der Patienten immer kürzer wurden. Das fand ich schade, denn anfangs waren die meisten noch ziemlich lange in Reha, ja meistens sogar länger als ich insgesamt. Doch um Geld zu sparen, werden viele heimgeschickt und müssen dann Rückschläge in Kauf nehmen, was doch jedem ziemlich weh tut.

Deshalb war ich mir darüber bewusst, wie gut es mir ging. In der Zwischenzeit war ich ziemlich bekannt und auch nicht unbeliebt, da viele Patienten bei mir des öfteren Rat einholten. Aber ich war natürlich froh, endlich wieder heim zu dürfen, zumal ich wieder so fit wurde und die Entwicklung noch nicht am Ende war, konnte ich doch bis zum Schluss gute Erfolge erzielen.

Ich wäre auch noch länger geblieben, doch ich denke, andere Patienten müssen auch die Chance bekommen, gute Therapie in Anspruch zu nehmen. Ich wusste doch, dass ich zu Hause auch im alltäglichen Leben Übung hatte. So bezeichnete ich doch die Therapie als Theorie und wenn ich wieder arbeiten konnte als Praxis, da ich da das Gelernte wieder einsetzen konnte. So konnte ich also beruhigt dem Abschied entgegen sehen, doch ich wusste schon zu dem damaligen Zeitpunkt, dass ich zu vielen Leuten Kontakt halten wollte.

2.2.2. Entlassung aus Gailingen und Rehabilitation im alltäglichen Leben

Der „Tag der Entlassung“ und der gleichzeitig erfolgende erste Schritt in das selbständige Leben außerhalb des beschützenden Rahmens eines Rehabilitationszentrums stellen wichtige Stationen auf dem Weg zur „Normalisierung“ dar.

Verabschiedung von den neu hinzugewonnenen Freunden in Gailingen, Abschied von einer Arbeits- und Lebenswelt Rehabilitationszentrum, die für die 15 vorangegangenen Monate der „Ort des Hoffens und Bangens“ gewesen war, Loslösen von z.T. intensiven Beziehungen zu Therapeuten und anderen Mitarbeitern des Hegau-Jugendwerks, Verlassen eines Sicherheit, Geborgenheit und Solidarität bietenden Raumes von gleichgesinnten Jugendlichen - gleichzeitig das innerliche Einstellen auf alte und neue Herausforderungen in persönlicher und beruflicher Hinsicht.

Durch Krankheit des Vaters fühlt sich Christoph Kuonath gezwungen, ohne die beabsichtigte langsame, stufenweise Einarbeitung „voll“ in die anstehenden Arbeiten auf dem elterlichen Bauernhof einzusteigen. Dies erinnert ihn an den Ausbruch seiner Erkrankung und die damaligen Begleitumstände.

Andererseits stellt sich Christoph Kuonath beruflichen Anforderungen qualitativ anderer Art. Er sucht nach seiner Lebensaufgabe, nach Themen, die ihn in übergeordnetem Sinne beschäftigen. In diesem Zusammenhang kommt die Rede erstmals auf eine Weiterbildung zum Agrartechniker an der Akademie Nürtingen.

Aber Christoph Kuonath scheint sich in dieser Phase seines Lebens nicht nur beruflichen Belangen zuzuwenden, auch Fragen nach dem Glauben an die „Höhere Macht“ und die nach einer langersehnten „Liebesbeziehung“ werden bedeutsam.

Kurz vor meiner Entlassung, und zwar an meinem letzten Wochenende, bevor es soweit war, ging es meinem Vater nicht so gut. Wie er dann Sonntag abends noch ins Krankenhaus musste, war ich total beunruhigt und wollte gar nicht mehr weg. Doch ich fuhr auf den Wunsch meiner Mutter mit großer Ungewissheit ab. Wenn es nicht Folgen gehabt hätte, wäre ich Zuhause geblieben.

Ich wusste, dass es Leute gab, die helfen, und hoffte auf ein schnelles Vergehen der Woche. So hatte mein Vater eben sehr viel geschafft, hat er doch gehofft und tut es noch heute, dass ich wieder gesund werde. Ich denke, seine Form der Verarbeitung bestand darin, seinen Kummer in Arbeit zu vergraben; dies ging so lange gut, bis es zu viel wurde, denn irgendwann muss ein bestimmtes Ereignis verdaut werden und kann nicht ein Leben lang mit herumgetragen werden.

So kam nun der Tag meiner Entlassung aus der stationären Rehabilitation und ich

konnte ihm ganz entspannt entgegen sehen, da ich wusste, dass es meinem Vater wieder besser ging. So war ich bis zum letzten Tag „voll“ bei meinen Therapien dabei. Natürlich machte auch ich Höhen und Tiefen durch, aber hatte das Glück und die Unterstützung der „Höheren Macht“, die ich Gott nenne, dass ich immer wieder zu Kraft kam und eisernen Willen, Hoffnung, Vertrauen und Geduld geschenkt bekam.

Meine Ansichten wurden nicht immer von allen Menschen geteilt, da nun viele Mediziner von der guten Medizin sprachen, doch ich wusste, sie alleine hatte zu diesem Erfolg nicht ausgereicht.

So konnte auch ich mit Mitpatienten und Therapeuten Abschied feiern; ein Teil der Therapeuten kannten mich in der Zwischenzeit ziemlich gut. 15 Monate gemeinsames Schaffen und das fast tägliche Zusammenkommen, Durchleben von Höhen und Tiefen bringen die Menschen zusammen. Schließlich schenkt man sich gegenseitig Vertrauen, wenn man gemeinsam etwas erreichen will.

So kann ich sagen, da ich von vielen weiteren Mitpatienten weiß, dass gerade die medizinischen Therapeuten gute Kontakte zu den Patienten haben, da sie ja auch täglich mit einem arbeiten und man so schon zu einem Team zusammenwächst. Sicherlich habe ich immer mein Bestes gegeben, doch ich weiß, dass ich mich bei meinen Ergotherapeuten und Physiotherapeuten sehr bedanken kann, da sie mir bei Tiefschlägen immer wieder auf die Beine halfen und mir auch etwas zutrauten.

Natürlich gilt der Dank allen Therapeuten, doch diese beiden Gruppen will ich hervorheben, da ich hier besonders viel Erfolg hatte und deswegen auch immer für kleinere Versuche bereitstand, da ich wusste, dass hiervon meine Mitpatienten wieder profitieren konnten.

Ich war gewarnt worden, dass, wenn ich nach der Entlassung nach Hause kommen sollte, ich mit meinen Kräften sparsam umgehen sollte und nicht gleich wieder im vollen Umfang arbeiten sollte, da auch ich immer noch nicht wieder voll gesund war. Ich selber wollte auch langsam beginnen und dann das Pensum langsam meiner Belastbarkeit angleichen, doch daraus sollte wieder einmal nichts werden.

Nach einem schönen Abschlussabend war es dann soweit und meine Eltern kamen um mich abzuholen. Nur schwer konnte ich mich von allen Bekannten verabschieden, doch ich wusste, dass nun der richtige Zeitpunkt gekommen war und ich wieder an einem anderen Ort meine Aufgabe erfüllen sollte.

Als ich jedoch meinen Vater sah, erschrak ich, denn er sah nun an meiner Stelle krank aus. Ich war entsetzt, als ich merkte, dass er nicht nur so aussah, sondern dass er es wirklich auch war, während ich eigentlich gut gelaunt war, auch wenn der Abschied anstand. Ich war doch nicht mehr der Alte und konnte doch noch nicht wieder an meine

Leistungen während meiner Ausbildungszeit anknüpfen. Sollte nun ein stetiger Wechsel von Krankheiten folgen und war alles umsonst?

Jetzt war ich so kurz vor dem Ziel, hatte so lange für mein großes Ziel gekämpft, sollte es etwa umsonst gewesen sein?

Mir war bei seinem Anblick völlig klar, dass ich nun gefordert war und man mich dringend gebrauchen konnte und dass es mit dem langsamen Wiedereinstieg einmal mehr nichts werden würde.

Ein schönes Gefühl war nach dem langen Abschied dann, dass ich selber wieder mit dem Auto aus Gailingen fahren konnte, schon daran konnte ich erkennen, was alles erreicht worden war. Und ich sagte mir, Jugendwerk, ich danke Dir und ich werde wieder kommen - wenn auch hoffentlich nur zu Besuch.

So konnte ich in dieser Zeit viele kranke Menschen kennen lernen, die denselben Beruf hatten, und alle wollten wieder zurück und zeichneten sich durch ihren Willen aus. Schon dies alleine zeigte mir, dass viele Landwirte oft eine andere Einstellung zu Leben und Beruf hatten als andere.

Dann ging es auch schon los: Es blieb keine lange Zeit zur Eingewöhnung Daheim, denn es war Ende Mai und es wartete nun eine arbeitsreiche Zeit auf mich. Ich wurde freundlich empfangen, doch ich hatte keine Sorgen von ausbleibender Integration, denn schließlich hatten mir alle Freunde und Bekannte immer geholfen.

Der „große Kampf“ ging weiter, er begann erst richtig, als mein Vater wieder ins Krankenhaus musste. Nun durfte ich also seine Vertretung in Anspruch nehmen. Dabei war ich stets bedacht, alles korrekt auszuüben und im Sinne meines Vaters auszuführen, denn ich wollte mich für die Unterstützung der letzten Jahre erkenntlich zeigen. Natürlich hätte ich es alleine nicht geschafft, dazu war ich noch nicht weit genug. Doch hatte unsere Familie in dieser schweren Zeit vor allem durch Zusammenhalt alles so gut überstehen können.

Danken muss ich an dieser Stelle auch den ganzen Freunden, Bekannten und Verwandten, die uns unterstützen, doch so gab es auch Arbeiten, die man nur ausführen kann, wenn man das nötige Wissen dazu hatte. Also war ich als gelernter Landwirt gefordert. Diese Arbeiten brachten mir jedoch auch Bestätigung, die ich doch auch immer brauchte und die mir gut taten. So waren viele erstaunt, wie gut ich schon wieder einen solchen Tag durchstehen konnte, und dies drängte mich in eine gewisse Erwartungshaltung und in Leistungsdruck, den ich mir nicht zuletzt noch sehr hoch hielt. Ich wollte eben wieder alles, wusste aber, dass es nicht wie früher gehen würde, war dennoch sehr oft überrascht, wie gut alles ging.

Rückschläge und Tiefs blieben jedoch nicht aus, auch wenn die gelungenen, die positi-

ven Erlebnisse überwogen. Ich wusste, dass ich es noch oder wieder konnte, wenn auch noch Zeit vergehen müsste, bis ich wieder der Alte war, tat mir das Gefühl gebraucht zu werden und etwas zu können, gut. Es störte mich daran nur, dass es auf Kosten meines Vaters gehen musste. Doch sein Zustand verbesserte sich rasch und er gönnte sich auch nicht die Ruhe, wusste er doch, dass ich auch noch nicht soweit war und dass es auf Dauer nicht gut gehen konnte. Er sorgte sich um mich und ich mich um ihn.

Mit der Zeit machte ich mir Gedanken, ob alles so weitergehen konnte, denn schließlich hatte ich die Warnungen im Ohr, nicht sofort „voll“ einzusteigen. Das hatte sich also geändert, denn ich wollte mich nicht kaputt machen, wenn nun wieder alles so gut geworden war. Ich wusste, dass ich es nicht den ganzen Sommer schaffen würde, von morgens früh bis abends spät zu arbeiten.

Ich wollte auch noch nicht wieder so bedingungslos, denn ich hatte ja auch dazugelernt. Ich machte mir nun Gedanken, ob Arbeiten wirklich alles im Leben sein sollte. Nicht dass es mir nicht mehr gefiel, doch früher versuchte ich noch schneller zu werden, wenn ich schon müde war, und das klappte eben heute nicht mehr so - ich hatte natürlich auch ein Stückweit Angst, was passieren könnte, wenn ich es tat. Ich hatte mich ja bereits weit aus dem Fenster gelehnt und bin für die neuen Verhältnisse ein hohes Arbeitslimit gefahren, ohne große Angewöhnung an die Arbeit und die neue Situation. Ich wusste nur, dass ich in vielen Bereichen nicht mehr so sicher war und vor allem bei Müdigkeit die Unfallgefahr erhöht ist. Dies wollte ich unbedingt vermeiden, doch ein Risiko bestand natürlich, vor allem bei mir.

Konnte ich mich zwar gut einschätzen, doch meine Grenzen kannte ich nicht so gut und wusste nicht, was passieren konnte, wenn ich sie ständig überging, wie ich es schon einmal exzessiv getan hatte. Nicht dass mich die Angst ständig verfolgt hätte, sonst hätte ich vermutlich erst gar nicht angefangen zu arbeiten, doch bei manchen Arbeiten musste ich kurz innehalten, da ich mir ausmalte, was passieren könnte, oder einfach Bilder in meinem Kopf auftauchten, in denen ich sehen konnte, was passieren könnte.

Diese Begebenheiten erschrecken mich manchmal, doch heute sage ich, es ist nicht schlecht, da ich so besser an meine Grenzen erinnert wurde und nicht vergesse, was ich schon hinter mir hatte. Denn wenn jetzt was passieren würde, müsste ich mir nicht vorwerfen, ohne Verstand das kaputtgemacht zu haben, was wieder so gut wurde.

Meine Familie verstand mich, wenn ich dies sagte, und ich wiederum muss sagen, wir reden heute viel mehr über Probleme und ähnliches als früher, was den Familienzusammenhalt erheblich verbesserte.

Doch einige meiner Bekannten waren erstaunt, was ich alles schon wieder konnte, sie

dachten dann sofort an den alten Christoph und fragten, ob ich dies oder das für sie tun konnte. Zum Teil waren, das wusste ich immer, auch Aufgaben dabei, die noch nicht wieder für mich geeignet waren, und ich hatte immer versucht, es nach meinem Besten zu erledigen, denn ich wollte nicht zurückziehen - das waren ja von mir so viele gewohnt, dass ich zu jeder Tages- und Nachtzeit kam und bei jeglichen Problemen gerne zur Verfügung stand.

Auch wenn ich oft schon wieder dabei in den alten Trott verfiel, tat ich es gern, doch in mir brodelte der Konflikt aus Gelerntem und dem Wissen, dass es nicht richtig sein konnte gegen das Alte und die früheren Begebenheiten.

So mussten meine Eltern des öfteren sagen, dass man nicht vergessen darf, was war und dass ich dieses hohe Pensum nicht von Dauer halten konnte. Ich wollte dies ja nie sagen, denn in mir fingen Zweifel an, ob ich auch wirklich das Richtige machte, da ich ja nicht ein Leben lang an der falschen Stelle arbeiten wollte.

Um meine Lebensaufgabe nicht zu übersehen, öffnete ich in der Folgezeit meine Augen und versteifte mich nicht nur auf die Landwirtschaft. Natürlich sollte sie auch weiter laufen, doch sollte mein Platz woanders sein, ließ sich auch eine Lösung finden.

Dieser Prozess fiel mir schon schwer, doch ich wusste auch, dass es einen Gott gab, der mir wieder auf die Beine geholfen hatte und deshalb mit mir auch noch was vorhatte. Nicht dass ich meine Vergangenheit bereut hätte, nein, es war eine andere, auch sehr wertvolle Erfahrung und ich weiß nicht, ob ich jemals wieder in die Nähe einer solchen körperlichen Leistung komme - und weil das so ist, wollte ich in der neuen Anfangszeit weiterhin neben der Arbeit auch andere wertvolle Erfahrungen sammeln.

Meinem Vater ging es wieder besser, so dass wir noch zusammen den Sommer über arbeiten konnten und zusammen Freude hatten. Schließlich wussten wir nie, was kommt und wie oft wir noch Gelegenheit dazu hatten, deshalb hatten wir mehr Freude als sonst. Wir schonten uns eben noch und Bekannte, Freunde und Verwandte waren uns behilflich, wenn es nötig war.

Das bewirkte bei mir einen gewissen Leistungsabfall, da der Druck des Alleine-alleskönnen-Müssens weg war und ich so arbeiten konnte, wie ich auch nach der Reha einsteigen wollte. Dies verstanden einige nicht, denn sie meinten, dass es bisher ging und dann auch wieder alles in Ordnung war.

Was aber in dieser Zeit bei mir an Substanz verloren ging, konnte keiner nachvollziehen. So sahen dann wiederum einige ein, dass es schon gut war, dass man Hoffnung haben konnte, doch dass ich eben noch nicht so weit war wie früher, keine Wunder vollbringen und nicht mehr so alles nebenbei erledigen konnte.

Das war natürlich für mich auch eine kleine Niederlage, wusste ich doch nun auch,

dass ich den Hof von heute auf morgen nicht alleine hätte halten können, wenn ich auch gewollt hätte. Das tat mir schon noch sehr weh, um so mehr wusste ich, dass vielleicht auch noch eine andere Aufgabe auf mich wartete.

Wenn ich mich so zurückerinnerte, gab es Zeiten in meinem Leben, in denen ich diesen Beruf ganz nett fand, doch meinte ich, die Familie darunter leiden würde, dass man nie gemeinsam richtig für längere Zeit weg konnte.

So dachte ich in meiner Kindheit, das würde ich auch mal ganz gerne machen, doch nun war eben alles anders. Durch meine aktive Arbeitszeit lernte ich diesen Beruf kennen und lieben.

Mich verbindet heute mehr damit, schließlich hat er neben vielen schweren Aufgaben auch schöne Seiten, wenn man immer draußen sein kann und dazu noch den ganzen Tag seine Familie um sich hat und keiner einem genau sagt, was man wie zu machen hat.

Das waren trotzdem alles Gründe, die mich zweifeln ließen, zwar noch zaghaft, doch immerhin war ich mit meiner Situation nicht ganz zufrieden. Doch das Schlimmste daran war, dass ich meinen vermeintlichen „Feind“ oder die Quelle meiner Unzufriedenheit gar nicht richtig identifizieren konnte und so auch nicht das Problem anpacken konnte. War ich doch immer ein Mensch, der sagte, es geht nicht, das gibt es nicht, doch nun verstand ich viele Menschen, die sagen, sie haben zwar alles, doch sind sie nicht zufrieden. So ging es mir auch, doch die neue ganz andere Herausforderung, sollte bald anstehen.

Der Sommer war nun um, und meine Leistung und Belastbarkeit war wieder besser geworden. Jetzt sollte die Zeit kommen, bei der meine Weiterbildung begann. Es war mir klar, dass dies nicht leicht werden würde, doch ich hatte schon wieder die größten Erwartungen. Jetzt konnte ich bestimmt auch meinen Drang nach Fachwissen stillen.

Die Wohnungssuche gestaltete sich als ein kleines Problem, da ich in der folgenden Zeit einmal mehr harmlos krank wurde und die Symptome meiner großen Krankheit erneut zum Vorschein kamen. Dies bereite mir Angst, da war sie wieder, diese tiefe Angst, die noch stärker ist, als wenn man sich vor etwas fürchtet. Viele konnten dies gar nicht verstehen, dass man in solchen Situationen Angst um sein Leben hat, doch ich wusste, dass es ein zweites Mal nicht mehr so gut enden würde.

Hatte ich diese Angst einigermaßen beiseite gedrängt, so kam sie doch immer wieder hoch. Diese dunklen Wolken, ja sogar schwarze Löcher, die mich auffressen wollten, ich konnte nicht einmal entschieden dagegen treten. Ich war nicht mal so locker, wie nach meiner großen Erkrankung, bei der ich anfangs alles mit Humor genommen hatte. Ich versuchte ein weiteres mal, ruhig zu werden und die Nähe Gottes zu suchen. Ich

musste es endlich schaffen, nicht immer nur zu zweifeln, da mich dies in der zurückliegenden Zeit blockiert hatte, sondern ich wollte lernen zu vertrauen. Wenn etwas wäre, hätte ich es sowieso nicht ändern können, und was sollte schon sein, denn ich hatte ja jemanden an der Seite, der mich wieder so gut hergestellt hatte. Warum also immer dieses Zweifeln und in Versuchung bringen lassen von dem Gegenspieler dieses Überirdischen?

Ich hatte in meiner Rehaszeit viel gelernt und einige schmerzhaft Erfahrungen machen müssen; ich wusste, dass ich in der Zeit nach der Entlassung oft genug etwas gemacht hatte, das ich nach meinen neuen Erfahrungen anders hätte machen müssen oder anders hätte handeln müssen. Zu oft wendete ich meine Erfahrungen nicht an, obwohl sie mir zum Teil auch gut weiterhelfen konnten.

So beschäftigte ich mich in dieser Zeit intensiv mit jener „Höheren Macht“ und meiner Beziehung zu ihr. Ich wollte nun auch mehr vertrauen und nicht immer nur zweifeln und ihr vor allem meine Dankbarkeit zeigen. Schließlich hatte ich in meiner Lehrzeit jeden Keim ersticken lassen, der mich an diese Macht band oder mit ihr verband. Ich machte mir fast keine Gedanken mehr über höhere Dinge. Nicht weil ich nicht wollte, sondern weil ich nie Zeit hatte - und dies sollte anders werden.

Ich habe eine zweite Chance mit einem Neuanfang mit ihr bekommen, die ich jetzt auch nutzen wollte, und so bekannte ich mich wieder richtig und vor allem stand ich jetzt dazu vor anderen nicht wie früher zu meinem Glauben und ließ diese Beziehung zu dem christlichen Glauben einfach wachsen.

Natürlich nahm ich ihr auch ein wenig Zeit für diesen nicht sichtbaren Kontakt, da ich ja nun wieder Zeit hatte und auch alles anders kommen hätte können. Ich machte auch die Erfahrung, dass, wenn man sich ihr nicht verschließt und einfach das Gefühl über sich kommen lässt und sich ihr öffnet, von selbst auch etwas wächst, wenn es auch nur bis zu einem bestimmten Punkt ist, an dem man selbst wieder befassen sollte und vorankommen sollte.

Ich weiß nicht, ob ich ein guter Gläubiger bin, doch ich gehe nicht regelmäßig zu Veranstaltungen, weil ich nicht nur ein Mitläufer sein wollte. Ich wollte nicht noch einmal den Fehler machen, vor den einen Freunden so zu tun als gehöre ich dazu und bei den anderen genau so, nur ohne die andere Seite zu bekennen. So half mir in dieser Zeit auch das Gebet weiter, was bis heute und auch in Zukunft einen festen Platz in meinem alltäglichen Leben einnimmt. Ich hätte nie gedacht, dass ich in meinen jungen Jahren so frei darüber vor allen Leuten sprechen konnte. Doch wo mich die Menschen nicht verstanden, ging Gottes Geist noch weit.

Viele werden sagen, ich kann aber keine Antwort hören. So erging es mir auch lange

Zeit, doch in Träumen oder wenn ich mit offenen Augen durch das Leben gehe, sehe ich schon oft eine Antwort oder Lösung auf mein Problem. So konnte ich von mir in Träumen Bilder von Ereignissen sehen, die noch gar nicht stattgefunden hatten, später aber so eintreten sollten.

So wurde ich schnell gesund und ging gestärkt in eine neue Etappe. Schnell hatte ich nun Wohnung gefunden und die Angst vor dem, was mich erwarten würde, war auch nicht mehr so groß.

Ich war richtig froh, wieder etwas gefunden zu haben, an das ich mich anlehnen konnte, das mir Halt gab und mich erfüllte. Vor allem aber, weil ich im Sommer eine große Enttäuschung wegzustecken hatte. Hatte ich doch im Winter meine große Liebe kennen gelernt, so glaubte ich damals zumindest. Doch es nahm so seinen Lauf und ich weiß bis heute noch nicht so genau, woran es gescheitert ist. Wobei ich sagen würde, dass es nicht an den Einschränkungen lag, sondern daran, dass ich auf diesem Gebiet noch viel zu lernen hatte.

Was mir dennoch wichtig war, eine Freundschaft zu erhalten und nicht alles kaputt zu machen. Gefühle war der Punkt, der mir auch noch nach der Reha Sorgen bereitete, wenn ich mit anderen über meine Gefühle zu anderen reden sollte. Doch bin ich froh darüber, dass ich bis heute versuche, voranzukommen und mich nicht auf dem Erreichten auszuruhen, sondern danach zu streben, weiter voranzukommen. Dabei half mir auch, dass ich mich mit Literatur befasste, die von unterschiedlichen Charakteren und Seelenzuständen der Menschen handelte und sie einzuteilen suchte. Dadurch dass ich mich mit diesen Themen befasste, fand ich auch besser zu mir selbst, zu meinem Ich und zu meiner Mitte.

Weil ich mich dann im Laufe der Zeit besser kennen ernte, konnte ich auch besser sehen, wo in mir die Blockaden lagen und was ich tun könnte, um sie zu beheben. So lernte ich auch besser meine Gefühle gegenüber anderen besser in Worte zu fassen.

Ich lernte also jene Person kennen und dann nahm das Geschehen seinen Lauf. Ich war mir darüber im klaren, was passieren würde, wenn es nicht klappen würde. Doch so meinte ich, war ich weit genug, um so etwas wieder wegzustecken, musste ich es ja schließlich einmal wieder lernen. Ich setzte alles daran, die Entwicklung voranzutreiben, auch wenn ich die ganze Woche über noch in Reha war.

So dachte ich, dass es auch gehen könnte, sich über eine größere Distanz besser kennen zulernen. Das klappte auch, doch ich vergaß von Zeit zu Zeit, dass dies ein „Gebiet“ war, auf dem nicht nur Leistung und Kraft zählte.

Während meiner Ausbildung hatte ich nie Zeit dazu gehabt. Nun hatte ich diese und konnte mir klar darüber werden, dass jetzt andere Dinge gefragt waren, und ich wurde

in der Reha sowieso oft genug darauf hingewiesen, dass das Leben noch mehr beinhalten würde, als nur zu arbeiten und sich dafür aufzuopfern, bestimmte Ziele zu erreichen.

Das wurde mir langsam klar und ich hatte auch meine Probleme damit, dies einzusehen. Doch ich denke, dies ist ein generelles Problem von mir und nicht durch meine Krankheit hervorgerufen.

Heute, wenn ich diese Zeilen schreibe, habe ich schon wieder viel gelernt, auch wenn vieles einmal mehr sehr schmerzhaft ausfiel, diesmal war mehr der Geist und die Seele getroffen als der Körper, jedoch bin ich auch in der Liebe und in dem Bewusstsein über meine Gefühle klarer geworden und würde heute vieles anders machen.

So war diese Beziehung eigentlich sehr erfolgsversprechend angelaufen. Natürlich war die große Distanz von der Reha in Gailingen zu mir nach Hause ein Problem, doch nicht ein absolut Unlösbares. So denke ich auch, dass es große Vorteile haben kann, wenn man sich von Zeit zu Zeit nicht sieht, da sich ein jeder dann darüber klar werden kann, was er an dem anderen hat und es vielleicht nicht so oft zum Streit kommt.

In der Reha wurde ich oft genug um Rat gefragt und konnte meistens auch gut weiterhelfen, hatte jedoch nur Probleme selbst, so offen mit anderen über eigene Gefühle zu sein. Doch das änderte sich mit der Zeit, weil ich es wollte und etwas dafür tat, vielleicht auch das von oben geschenkt bekam, was mir fehlte.

So fehlte jedoch die Offenheit nicht nur bei mir. Wir wussten beide nicht so recht, ob wir es bei normaler Freundschaft belassen sollten oder ob wir mehr wollten. Uns war klar, dass wir durch das „Mehr-Wollen“ auch vieles kaputt machen konnten, was oft bei guten Freunden zu beobachten war. Auf alle Fälle wollten wir Freunde bleiben, wenn es auch nicht so klappte, wie wir uns das vorstellten. Dennoch machten wir den Schritt und wagten es, doch mir war schon bald klar, dass wir etwas vergessen hatten, wenn ich auch nicht genau sagen konnte, was es war und woran es lag.

Schließlich war mittlerweile meine Entlassung vorbei und ich hoffte, das Problem würde sich von alleine lösen. Doch dies war weit gefehlt, denn das letzte Stück Harmonie fehlte weiterhin. Ob dies damit zu tun hatte, dass ich nicht ganz gesund war, weiß ich nicht, obwohl ich weiß, dass viele auch Respekt davor hatten, wie ich alles überstanden hatte und sie mir ihre Anerkennung aussprachen. Dies könnte in manchen Fällen ein Problem sein, doch dann ist diese Beziehung sowieso nicht stark und würde nie so stark anwachsen. Doch andererseits, wenn eine Beziehung eine solche Zeit überstehen sollte, ist sie wirklich fest, nicht leicht zu sprengen - beiderseitige Zufriedenheit ist trotzdem vorhanden. So einigten wir uns bald darauf, es doch bei einer guten Freundschaft zu belassen und nicht noch mehr kaputt zu machen und „mit Gewalt“ zu

versuchen, dass es klappt. Doch ich hatte Probleme damit, hatte ich doch bis zuletzt gehofft, doch auch ich konnte das Problem nicht identifizieren. Vermutlich wäre es besser gewesen, wenn ich alles anders angegangen wäre. Es hatte dann auch eine lange Zeit gebraucht, bis ich mich wieder auf etwas Neues einlassen konnte und ich mir eingestand, dass es nicht nur an mir und meiner Vergangenheit lag, dieser Aspekt sehr schmerzen kann, wenn solcher die Ursache ist. Es steht einem eben eine ganz andere Ausgangslage gegenüber als vor der Krankheit.

Um so mehr war ich froh, dass ich mit der „Höheren Macht“ wieder etwas gefunden hatte, das für mich da war, mich vor allem gut und immer richtig verstand, meine Fehler beheben konnte und ich sie nicht ein Leben lang mit mir herum tragen musste. Das war nicht gerade unwichtig für mich. Nun stand auch wieder eine neue Station an, denn meine Weiterbildung begann; es waren verschiedene Ansichten darüber zu hören, ob ich es schaffen könnte oder nicht.

2.2.3. Die Weiterbildung beginnt

Das selbständige und eigenverantwortliche Angehen und Erfüllen von Anforderun-

gen des alltäglichen Lebens, in kleinen Schritten bereits während seines Aufenthaltes im Rehabilitationszentrum thematisiert, steht zu Beginn seiner Weiterbildung an einem für ihn fremden Ort im Mittelpunkt der Gedankenwelt.

Statt wie Zuhause praktisch zu arbeiten, führt ihn seine Weiterbildung zu einem lange Zeit vernachlässigten Bereich des persönlichen und beruflichen Lebens, der Beschäftigung mit theoretischem Wissen.

Lernen ist Christoph Kuonath aus Schule, Berufsschule und Krankenhausschule geläufig, doch die am Ende des Semesters anstehenden Klausuren führen ihn zurück zum Zweifeln an seinen Fähigkeiten.

Er besteht zwar sämtliche anstehenden Prüfungen mit guten Ergebnissen, scheint sich jedoch, wie es bereits wiederholt anklang, nicht mit dem Erreichten zufriedenzugeben.

Die Situation war ähnlich wie in der Berufsschule, ich wusste nicht, wo ich stehe, wobei ich hoffte, es zu schaffen, da ich auch meine Gesellenprüfung gut geschafft hatte. Es war jedoch eine enorme Umstellung, denn nun musste ich in einer größeren Stadt ganz alleine klarkommen.

Dies war nochmals eine Stufe härter als von der Reha nach Hause entlassen zu werden. Ich war froh, wieder selbständig sein zu müssen, doch noch mehr freute ich mich darüber, dass ich es auch konnte. Ich fühlte mich zwar manchmal allein, doch wusste ich, dass noch andere Schulkameraden von der Berufsschule mit dabei sein würden. So sagte ich mir, dass alle nur mit Wasser kochten und keine Übermenschen waren, auch wenn es eine Fachhochschule ist und ich jetzt zu den Studenten gehörte.

Der erste Schultag verging, auch die ersten Wochen, und ich war froh, dass ich jedes Wochenende nach Hause fahren konnte, um zu helfen und Abstand gewinnen zu können. Zudem war ich an den Wochenenden wieder in der Gemeinde in der Jugendarbeit mit aktiv. Ich hatte also immer etwas zu tun und fragte mich des öfteren, ob ich mir nicht zuviel auflud.

Meine Klasse war ganz nett, wir verstanden uns ganz gut, auch wenn klar war, dass es hart werden würde, aber zu schaffen war. Doch erstaunlicherweise hatte ich den Tagesablauf ganz gut im Griff. So verging die erste Zeit schnell, doch es sollte noch die stressige Zeit der Klausuren kommen.

Wenn ich so im Unterricht saß, sah ich mich an die Zeit in der Berufsschule erinnert, denn von der Ausgangssituation war es ähnlich. Ich hatte mich immer für schwieriges detailliertes Fachwissen interessiert und ich bekam es. Dabei fiel mir auf, dass ich schon relativ viel wusste und somit die Anfangszeit eher uninteressant für mich verlief. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon Angst, was denn los sei, denn es könnte doch

nicht so einfach bleiben. Klar gab es auch Fächer, die für mich nicht so interessant waren und in denen ich mehr tun musste, doch im großen und ganzen war es zu schaffen.

Ein guter Freund aus der Berufsschule wollte dann nach einiger Zeit aussteigen, da es in der Zwischenzeit schneller und schwieriger wurde. Ich wollte ihn davon abhalten, doch ich war ja selbst nicht immer zufrieden, doch das kannte ich ja bereits von mir. Sagte ich mir doch, ich werde es jetzt erst mal fertig machen und dann sehen, ob es meine Aufgabe ist oder ob ich doch noch in eine andere Richtung gehen sollte.

Dann begann wieder die Weihnachtszeit, mein Freund verabschiedete sich einfach so in Richtung Heimat und beendete die Schule. Ich machte eben eher, was der Verstand sagte, hätte ich auch nicht so leicht aufhören können. Für mich stand ja mehr auf dem Spiel. Aber ich sollte auch noch lernen, mehr auf das Gefühl zu hören.

Nun begann die stressige Zeit der Klausuren und bereits nach der ersten, bei der ich vorne dabei war, hatte ich die Gewissheit, dass es machbar wäre, wenn es so bliebe. Ich investierte zwar viel Zeit ins Lernen und Vorbereiten und weniger in den Austausch von Erfahrungen mit anderen Studenten, doch das brauchte ich auch. Manchmal ging ich auch an meine Grenzen und wusste, dass das nicht mehr so gut und ohne Konsequenzen blieb wie früher.

Dann war endlich alles vorbei, es standen die Weihnachtstage zur Erholung an. Nicht nur ich war froh, sondern auch meine Mitschüler. Was mir eigentlich recht gut tat war, dass keiner ein Problem mit meiner Vergangenheit hatte und mich alle tolerierten, wie ich war. Viele der Lehrkräfte erkannten meine Entwicklung an, wobei wiederum andere damit eher Probleme hatten, ja vor allem dann, wenn ich ziemlich gut war.

Ich muss sagen, dass mich das schon störte, ich mir aber darüber bewusst war, erging es mir zu seiner Zeit im Rollstuhl, als alles noch viel ersichtlicher war, viel schlimmer. So war das eben und ich verkraftete es schon, schließlich konnte und wollte ich nicht dem Einzelnen die Schuld oder mein Frust zukommen lassen.

Vielmehr, denke ich, ist dies ein Problem unserer gespaltenen Gesellschaft. Ob dies natürlich so ist, weiß ich nicht, jedoch macht es auf mich als Betroffenen solchen Eindruck. Immer wieder sind die Menschen überfordert mit dem Umgang beeinträchtigter Menschen, was an meinem Beispiel eher noch nicht so stark zum Vorschein kam, da es mir ja wieder ziemlich gut ging. Ich wollte auch nie bevorzugt werden. Das war für mich ein weiterer Grund, diesen Weg zu gehen und mich wieder im normalen Leben zu behaupten und nicht in einer Umschulmaßnahme Berücksichtigung der Situation in Anspruch zu nehmen.

Ich glaubte es ja zu schaffen und sagte mir, dass ich, wenn ich mich getäuscht haben

sollte, immer noch zurück konnte, ja mir sogar überlegen musste, was ich dann machen konnte. Ich setzte mich bewusst und gewollt dieser Situation aus, da ich meinte und auch heute noch meine, meine Vergangenheit gut verarbeitet zu haben, obwohl ich mir bewusst darüber bin, dass dies nicht für alle meiner Mitpatienten in der Reha zutreffen würde, weil sie zum Teil einfach aufgrund gesundheitlicher Einschränkungen diesen Weg noch nicht gehen konnten.

Dadurch konnte ich mir auch zeigen, wo ich stehe, was ich wieder konnte und wo ich noch Schwächen hatte und was ich noch verbessern musste. Diese Standortbestimmung war für mich, der ich immer weiter voran kommen will, sicherlich der richtige Entschluss, wenn es auch manchmal eine hohe Belastung darstellt. Musste ich nun nicht nur lernen, Zuhause zu arbeiten und mein Zimmer in Ordnung zu halten, denn bei mir kam ja schließlich noch die Belastung der Therapie dazu, konnte und wollte ich jetzt weiter dran bleiben und weiter besser werden.

War mir doch klar, dass es sich um eine Entwicklung handelt, die zwar allmählich langsamer werden würde, doch nicht vorbei war. Ich wollte doch soweit kommen, dass ich einmal keine Therapie mehr brauchen würde. Jetzt konnte ich auch sehen, inwiefern meine Funktionen unter Belastung reagierten. Das klappte gut und ich musste auch Fehlentwicklungen vorbeugen. Das klappte recht gut, doch sicherlich machte ich mir auch Gedanken über Rückschläge. Ich erwartete immer einen großen Schlag, so dass ich gar nicht sah, wenn ich von Zeit zu Zeit Probleme mit dem Fuß hatte. Das nahm ich hin, ohne eben an einen Rückschlag zu denken. Das störte mich schon, obwohl ich es nicht ungerecht fand, da es mir überwiegend gut ging. Das war nun mein Ziel, dieses Problem noch abzustellen, da sonst alle Funktionen auch unter Belastung gut waren. Vor allem meine Hand, die immer das Problem bleiben sollte, präsentierte sich hervorragend. Kraft und feine Bewegungen waren möglich, es fehlte eben nur noch an den schnellen feinen Bewegungen ein wenig, doch mit dem konnte ich leben, was nicht heißen sollte, dass ich dies vernachlässigen wollte.

So kämpfte ich mich, wie es eben mein Stil war, durch Höhen und Tiefen und die Zeit verging. So ging auch langsam das erste Semester mit dem stressigen Ende zu Ende. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen, konnte ich immerhin einen Schnitt von 2,0 aufweisen, woran ich sehen konnte, dass meine Entscheidung gerechtfertigt war.

Dass ich wie jeder andere behandelt wurde, konnte ich daran sehen, dass ich in einigen Fächern, in denen ich zwischen zwei Noten stand, immer die schlechtere erhalten habe, so dass ich mit etwas Glück und weiteren Anstrengungen zu Ende noch besser sein konnte.

Zum Ende hin war bei den meisten die Luft raus und man bereitete sich auf die Ferien

mit der Arbeit Zuhause vor. Ich war also vorne in der Klasse mit dabei, doch angesichts der Noten nicht immer ganz zufrieden.

Jetzt sehe ich das Ganze mit Abstand und denke, es ist in Ordnung, auch wenn ich vielleicht das ein oder andere Zehntel verschenkt habe. Was sind schon Noten? Wichtig war, dass man doch für sich etwas lernt und nicht nur der Noten willen.

So kamen die Ferien und ich hatte Zuhause wieder einmal ganz neue Herausforderungen in der Arbeit, zumal ich mich auch mit relativ gefährlichen Arbeiten mit dem Beseitigen des Sturmholzes beschäftigte, von welchem wir Zuhause mehr als genug hatten. Jedoch musste ich klar erkennen, dass ich hier noch nicht der Alte war, auch wenn ich sonst wieder alles tun konnte. Hier waren vor allem noch meine vereinzelt Schwächen in der Belastbarkeit zu erkennen.

2.3. Versuch einer Einordnung

Christoph Kuonath legt einen ausführlichen und in bestimmten Bereichen detailliert ausgearbeiteten Bericht seiner Lebensgeschichte aus dem Zeitraum von Februar 1999 bis in die Gegenwart, März/April 2000 vor.

Standen im ersten Teil seiner Autobiographie verständlicherweise, den dramatischen Ereignissen der akuten Krankheitsphase entsprechend, medizinisch-therapeutische Belange von Behandlung, Versorgung und Rehabilitation im Vordergrund, so verschieben sich die gedanklichen Perspektiven, der Bedeutung einer sich als erfolgreich herausstellenden stationären Rehabilitation angemessen, allmählich in Richtung auf den anstehenden Prozess der (Wieder-)Eingliederung in das soziale, gesellschaftliche und berufliche Alltagsleben.

Das Abschiednehmen aus der stationären Rehabilitation in Gailingen, das Übergangsweise erfolgende (Wieder-)Einsteigen in die Arbeit auf dem elterlichen Bauernhof, das Aufnehmen der qualifizierten Weiterbildung zum Agrartechniker an der Akademie Nürtingen, damit verbunden das Einrichten eines selbständig zu versorgenden Haushaltes, das Aufbauen und Aufrechterhalten von Sozialkontakten außerhalb der ihm bekannten „Räume“ Rehabilitationszentrum und Heimatort, das

(Wieder-)Aufnahmen von Aufgaben aus dem Bereich „Erwerben und Anwenden theoretischen Wissens“, das beharrliche Suchen nach ihn herausfordernden Lebensaufgaben, das kontinuierliche Bearbeiten von ihn beschäftigenden Fragen nach dem „Sinn des Lebens“ - dies alles sind Schritte hin auf dem Weg zu der erfolgreichen Krankheitsverarbeitung in der Christoph Kuonath individuell kennzeichnenden Weise.

Christoph Kuonath, so lässt sich aus seinen schriftlichen wie mündlichen Ausführungen schließen, „stellt“ sich den harten Anforderungen des alltäglichen Lebens, will wegen seiner Behinderungen nicht „anders“ behandelt werden als andere nicht-behinderte Menschen in ähnlicher Lebenssituation.

Im Vergleich zum ersten Teil seiner Lebensgeschichte bewegt sich Christoph Kuonath mit seinen Ausführungen zu der Zeit nach Februar 1999 auf einem qualitativ völlig anders anzusiedelnden gedanklichen Abstraktions- und Reflexionsniveau.

Es geht ihm weniger um die bloße Beschreibung von Ereignissen, sondern eher, wie dies hin und wieder, aber kaum beabsichtigt, auch im ersten Teil anklang, um das Herausarbeiten der Hintergründe für Geschehnisse und Begegnungen.

Letztlich lässt sich hinter den Fragen und Zweifeln die „Suche nach dem Sinn“, nach einer ihn zufriedenstellenden Lebensaufgabe vermuten.

In teilweise sehr differenzierter Weise übt Christoph Kuonath Selbstkritik; er reflektiert sein Verhalten auf der Grundlage seines Wissens um und seines Glaubens an die „Höhere Macht“, Denkweisen, die Menschen mit erfolgreicher Bewältigung existentieller Krisen zu eigen zu sein scheinen²⁵.

Trotz einer zeitweiligen Phase der Zufriedenheit zeichnet sich Christoph Kuonaths Leben u.a. durch eine innere Unruhe aus, die ihn ständig, nahezu rast- und atemlos anzutreiben scheint - die gedankliche Auseinandersetzung und der Austausch mit Menschen, die sich, ähnlich wie er selbst, auf der „Suche nach dem Sinn“ befinden, nimmt in seinem Leben einer immer größer werdenden Stellenwert ein.

Obwohl er über die alltäglichen Anforderungen der Weiterbildung wie auch den (eigenen) Erwartungen und Ansprüchen hinsichtlich seiner Mithilfe auf dem elterlichen Landwirtschaftsbetrieb in zeitlicher, gedanklicher, körperlicher und geistig-emotionaler Hinsicht stark beansprucht wird, lassen sich sowohl in Christoph Kuonaths schriftlich niedergelegten Ausführungen wie auch in seinen mündlich erfolgenden Erzählungen immer wieder Aspekte eines nahezu als philosophisch zu bezeichnenden Diskurses über die ihn beschäftigenden Sinnfragen finden²⁶.

Es scheint nach seinen Aussagen zumindest in seinem Leben "etwas" zu geben,

²⁵ vgl. u.a. SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI 1993.

²⁶ vgl. u.a. KUONATH/SOMMER 1999, 49 ff.

das ihn in Atem halte, ihn immer wieder zweifeln lasse, ob seine Entscheidungen auch seinen inneren Bedürfnissen, Interessen, Vorstellungen, Wünschen und Hoffnungen entsprächen.

Diese Gedankengänge gipfeln zum wiederholten Male in der Formulierung der Frage, ob er sich mit dem bereits Erreichten zufrieden geben könne oder ob er sich auf die Suche nach weiteren Lebensaufgaben begeben solle.

3. Biographische Stationen und Krankheitsbewältigung in der fachlichen Diskussion mit Studenten der Sozialpädagogik

3.1. Einführung in konzeptionelle, didaktisch-methodische und inhaltliche Grundsatzüberlegungen

Von Januar bis März 2000 wurde von Bernd Sommer in seiner Tätigkeit als Lehrbeauftragter an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen, Fachbereich Sozial-

wesen, auf ausdrücklichen Wunsch und von auf Eigenverantwortlichkeit ausgehender Initiative einzelner Studentinnen und Studenten ein Seminar angeboten, das als Veranstaltung im Rahmen des Wahlpflichtfaches Sozialarbeit bzw. Psychologie unter dem Titel „Coping“ mit einschränkendem Untertitel „Krankheits- und Behinderungsbearbeitung anhand von Beispielen aus (sozial-)pädagogischen Arbeitsfeldern“ angekündigt wurde.

Anhand des sog. „Seminar-Ankündigungsblattes“ lassen sich die wesentlichen konzeptionellen, didaktischen und inhaltlichen Grundsatzüberlegungen des Veranstaltungsleiters übersichtlich abbilden.

Berufsakademie Villingen-Schwenningen
Ausgewählte Themen: Sozialarbeit/Psychologie
„Coping“

„Coping“
- hier abgestimmt auf das Unterthema -
Krankheits- und Behinderungsbearbeitung anhand von
Beispielen aus (sozial-)pädagogischen Arbeitsfeldern

Inhalt: je nach Interessen der Seminarteilnehmer/innen sind verschiedene inhaltliche Schwerpunkte denkbar, z.B.

- theoretische Grundlagen von „Coping“
- Angebot von Übungen zu i.w.S. „Selbsterfahrung“ hinsichtlich Krankheit(en) und Behinderung(en)
- Reflexion von Erfahrungen der Seminarteilnehmer/innen aus ihren praktischen Arbeitszusammenhängen
- Lektüre von wissenschaftlicher und (auto-)biographischer Literatur
- Gespräch(e) mit ehemaligen Rehabilitanden aus einem Neurologischen Rehabilitationszentrums für hirngeschädigte Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene

Zielsetzungen: werden je nach inhaltlichem Schwerpunkt mit den Seminarteilnehmern/ innen festgelegt

Arbeitsformen: Erfahrungsberichte, Thesenpapiere, Referate, Kleingruppenarbeit, Diskussion im Plenum, Gespräch(e) mit ehemaligen Rehabilitanden aus einem Neurologischen Rehabilitationszentrum

Methodische Hinweise:

- teilnehmer- und Prozessorientiert angelegte Veranstaltung
- neben einem eher sachlich-nüchternen, fachlich-inhaltlich gehaltenen Zugang zu dem Themenbereich „Coping“ wird es möglich sein, den Weg einzuschlagen, über biographische und berufsbiographische Erfahrungen der Seminarteilnehmer/innen zu einer inhaltlichen Diskussion bedeutsamer Erkenntnisse zu gelangen
- den Teilnehmern/innen wird in der dreistündigen Veranstaltung ausreichend Gelegenheit geboten, aufbauend auf und ausgehend von dem eigenen subjektiven (biographischen und berufsbiographischen) Hintergrund Ansätze für ein Ver-

ständnis von *Krankheitsbewältigung* und *Behinderungsverarbeitung* zu entwickeln

Literatur:

Wer sich inhaltlich vorbereiten bzw. sich einen ersten Einblick in den Themenbereich verschaffen möchte, dem/der seien folgende Beiträge empfohlen (ausführliche Literaturliste folgt in den weiteren Seminarsitzungen):

KEMM, R./WELTER, R., Coping mit kritischen Ereignissen im Leben körperbehinderter. Dargestellt am Beispiel der multiplen Sklerose - ein Arbeitsbericht. Heidelberg 1987.

KUONATH, C./SOMMER, B., Biographie und Behinderung. Subjektive Deutungen und Bewältigungsstrategien von Krankheit und Behinderung. Ein autobiographisch orientierter Erfahrungsbericht. Schriftenreihe Jugendwerk - Beiträge zur Neurologischen Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen Bd. 6. Gailingen 1999.

MISEK-SCHNEIDER, K., Psychosoziale Aspekte von Kranksein und Krankheitsbewältigung. In: SCHWARZER, W. (Hrsg.), Lehrbuch der Sozialmedizin für Sozialarbeit, Sozial- und Heilpädagogik. Dortmund 1996, 73-95.

SCHÜSSLER, G./LEIBING, E. (Hg.), Coping. Verlaufs- und Therapiestudien chronischer Krankheit. Göttingen 1994.

SCHWENDTKE, A., Krankenverhalten, kritische Lebenssituation und Coping. Ein medizinsoziologischer Beitrag zu Analysen über Bewältigungen belastender sozialer Situationen bei chronisch Kranken. Konstanz 1986.

Wegen des besonderen didaktischen Arbeitsansatzes Teilnehmerbeschränkung auf 15 Studierende !

Singen, im Januar 2000

Bernd Sommer

Die Zeitvorgabe dieser 24-stündigen Veranstaltung wurde aufgrund didaktisch-konzeptioneller Vorüberlegungen auf drei jeweils 3-stündige, zwei jeweils 4-stündige Sitzungsfolgen sowie eine sieben Stunden umfassende Kompaktphase festgeschrieben.

Die erste Sitzung diente der Einführung in konzeptionelle, didaktische und inhaltliche Möglichkeiten einer auf *Teilnehmer-* und *Prozessorientiertheit* abzielenden Veranstaltung: Zum einen wurde ein "Selbsterhebungsbogen zur Aktivierung von (Vor-)Wissen und (Vor-)Erfahrungen der Seminar-Teilnehmer/innen zum Themenbereich Krankheitsbewältigung und Behinderungsverarbeitung" ausgewertet, in dessen Rahmen u.a. konkrete Erlebnisse und Arbeitserfahrungen der Studierenden während ihrer Praxisphasen in Einrichtungen der Sozialen Arbeit thematisiert wurden; hingewiesen wurde von Seiten der Seminar-Teilnehmer wiederholt auf die

von ihnen erlebten Gefühle von Ohnmacht und Hilflosigkeit in der Arbeitssituation "vor Ort".

Obwohl es sich in dieser Veranstaltung nicht um ein "Trainingsseminar" zum Kennen lernen und Einüben didaktisch-methodischer Handlungsstrategien handelte, sondern um ein Einführungsseminar in den Themenbereich Krankheits- und Behinderungsbearbeitung, bestand dennoch die Möglichkeit, neben mit diesem Themenbereich verbundenen theoretischen Aspekten auch auf mögliche methodische Vorgehensweisen in der Unterstützung und Betreuung/Förderung von Patienten/Rehabilitanden hinsichtlich anstehender Verarbeitungsprozesse von Krankheit und Behinderung wie auch hinsichtlich der Entwicklung neuer Lebensperspektiven einzugehen.

In der zweiten Sitzung wurden den Seminar-Teilnehmern/innen zu i.w.S. als Selbsterfahrung dienenden Aspekten in der Wahrnehmung von (chronischen) Krankheiten und Behinderungen vorgestellt; ein wesentliches Ziel dieser freiwillig auszuführenden Übungen bestand in der Vorstellung, die anwesenden Studenten für die ihnen ungewohnt bzw. unbekannt erscheinenden Aspekte aus dem Alltagsleben eines kranken bzw. behinderten Menschen zu sensibilisieren²⁷.

Der zweite Teil der zweiten Seminar-Sitzung bestand zum einen aus der Bearbeitung von zwei aus der einschlägigen Literatur entnommenen Fallbeispielen zu dem Themenbereich "Verarbeitungsprozesse von Erkrankung" unter vorgegebenen Fragestellungen.

Arbeitspapier 1

zur Einführung in den Themenbereich „Krankheitsverarbeitung“

Ausgehend von der Definition von MUTHNY (1994) kann unter *Krankheitsverarbeitung* „die Gesamtheit der Prozesse (verstanden werden, Zusatz d. B.S.), um bestehende oder erwartete Belastungen im Zusammenhang mit Krankheit emotional,

²⁷ In diesem Zusammenhang wurde die Situation eines nicht-sprechenden Menschen thematisiert, der nur dann in eine gleichberechtigte Form von Kommunikation treten kann, wenn der Gesprächspartner seine Fragen so formuliert, dass der nicht-sprechende Partner über Kopfbewegungen "ja" und "nein" signalisieren kann.

In der Auswertung der Erfahrungen aus dieser Partnerübung wurde immer wieder auf Schwierigkeiten verwiesen, die aufgrund der Unkenntnis der Lebenssituation eines nicht-sprechenden Menschen herrühren: Frustration, das Gefühl von Abhängigkeit, die Einsicht von der Komplexität menschlicher Kommunikation.

kognitiv oder aktional aufzufangen, auszugleichen oder zu meistern“²⁸.

Nach Aussagen von MUTHNY (1994) werde aus dieser Definition deutlich, dass Krankheitsverarbeitung die Ebenen des Fühlens, Denkens und Handelns einschlieÙe; zudem werde im Zuge der vorgenommenen Definition das Ziel verfolgt, Belastungen durch die Erkrankung und die Auswirkungen in günstiger Weise zu beeinflussen. Dabei solle Krankheitsverarbeitung nicht ausschließlich auf ein Individuum bezogen werden, sondern in systemischer Sicht auch auf eine Sozialstruktur²⁹.

Arbeitsauftrag:

Lesen Sie bitte die folgenden zwei kurzen Fallbeispiele³⁰ und versuchen Sie die jeweils sichtbar werdenden Verarbeitungsprozesse in „Ihrer Sprache“ zu beschreiben und anschließend zu bewerten!

Fallbeispiel 1:

Frau E., eine 44-jährige Brustkrebspatientin, hat, wie sich später rekonstruieren lässt, die Entdeckung eines Knotens in der Brust zunächst ignoriert und nach eigenen Aussagen auch zum Teil über Monate völlig „vergessen“ können. Als der Knoten schließlich größer wird und Schmerzen verursacht, nimmt sie eine Reihe „alternativer“ Behandler in Anspruch und schließt sich dann einer Sekte an. Sie vertraut sich aber ansonsten niemandem an, was die wahrgenommenen Symptome und die Behandlungsanstrengungen betrifft. Nach einem über zwei Jahre gehenden Verlauf wird sie von den Angehörigen schließlich in hochgradig kachektischem Zustand in die Klinik gebracht, wo ein fortgeschrittenes Stadium der Erkrankung mit zahlreichen Knochenmetastasen festgestellt wird. Das Angebot einer Chemotherapie verweigert sie und stirbt innerhalb von fünf Wochen.

Fallbeispiel 2:

Herr F., ein 34-jähriger Ingenieur, der seit elf Jahren unter chronischem Nierenversagen leidet und dialysiert, arbeitet seit einem Jahr nur noch halbtags, um mehr Zeit für seine Familie und seine Hobbies zu haben. Nach einer erfolgreichen Transplantation möchte er sich einen Jugendtraum verwirklichen und für ein Jahr nach Amerika gehen.

²⁸ MUTHNY, F.A., Krankheitsverarbeitung bei Kranken und Gesunden. In: SCHÜSSLER, G./LEI-BING, E. (Hg.), Coping. Verlaufs- und Therapiestudien chronischer Krankheit. Göttingen 1994, 17.

²⁹ vgl. MUTHNY 1994, 17 f.

³⁰ Entnommen aus MUTHNY 1994, 18.

Die Transplantation schlägt fehl, der Patient kehrt schwer enttäuscht an die Dialyse zurück. Ein Jahr später organisiert er jedoch mit einem enormen Energieaufwand eine USA-Reise zusammen mit seiner Familie. Mit Stolz und sichtlicher Zufriedenheit berichtet er davon: Die Erfüllung seines Jugendtraums wird in diesen Schilderungen zum beispielhaften Sieg über die Erkrankung und ihre Einschränkungen.

Zum anderen wurde der Rahmen geschaffen für die Diskussion eines ausgewählten theoretischen Modells "Phasen der Krankheitsbewältigung", das keineswegs den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben, sondern mit dessen Hilfe beispielhaft Phasen des Prozesses von Krankheits- und Behinderungs-verarbeitung veranschaulicht werden sollte³¹.

Arbeitsblatt 2

zu

"Phasen der Krankheitsbewältigung"

Krankheitsbewältigung kann als phasenhaft ablaufender Prozess verstanden und dargestellt werden, der zwischen den Polen der kognitiven Bewertung der eigenen Situation (ob sie als Bedrohung, Verlust oder als Herausforderung erlebt wird) und der Auswahl verschiedener Coping-"Strategien" (z.B. Suche nach Informationen über die Krankheit und Behandlungsformen, Entwicklung neuer Werte und Lebensperspektiven, ablenkende Aktivitäten u.ä.) angesiedelt wird.

Nach HOROWITZ (1980) lassen sich die Coping-Verhaltensweisen in drei Formen von Bewältigungsmustern unterscheiden:

- aktive Beschäftigung mit der Krankheit und Durcharbeiten der eigenen Situation
- Hinwendung zu anderen Aktivitäten und Neuformierung eigener Einstellungen und Werte
- Aufsuchen sozialer Kontaktpersonen

Welche Coping-"Strategie" im Verlaufe einer Erkrankung überwiege, werde nach

³¹ Das Wissen um die Phasenhaftigkeit dieses Prozesses scheint unerläßliche Voraussetzung für eine der Tragweite des Problems angemessen erscheinenden Einschätzung lebensgeschichtlich bedeutsam werdender Ereignisse.

Aussagen MISEK-SCHNEIDERS (1996) neben krankheitsbedingten Variablen (Dauer und Prognose der Erkrankung), von kognitiven Strukturen des Betroffenen (wie z.B. Einstellungen, Überzeugungen, Werte), seinen Erfahrungen in Lebenskrisen, seiner subjektiven Krankheits-"Theorie", seinem Selbstwertgefühl, von Persönlichkeitsfaktoren und von den Reaktionen seines sozialen Umfeldes beeinflusst³².

ZIEGLER (1982) stellt folgende Haupttypen von Bewältigungsmechanismen vor³³:

- Verleugnung oder Minimierung der Ernsthaftigkeit der Erkrankung
- Sammeln relevanter Informationen über die Erkrankung
- Suche nach Beruhigung und emotionaler Unterstützung durch Familie etc.
- Erlernen krankheitsspezifischer Verhaltensweisen
- Aufstellen konkreter erreichbarer Ziele in der Rehabilitation
- kognitive Vorstellung verschiedener Verläufe der Erkrankung auf die damit verbundenen möglichen Probleme (Antizipation)
- Bedeutungsverleihung, Attribution: der Erkrankung einen übergeordneten Sinn verleihen, z.B. durch Religiosität oder philosophische Haltung.

Anhand der ausgewählten theoretischen Modelle von HOROWITZ (1980) und ZIEGLER (1982) sollte u.a. die Komplexität und der Prozesscharakter der Verarbeitungsmechanismen von Krankheit und Behinderung verdeutlicht werden.

Hintergrund dieses Vorgehens stellte das für die Kompaktsitzung geplante Gespräch mit Christoph Kuonath als ehemaligen Rehabilitanden aus einem Neurologischen Rehabilitationszentrum für hirngeschädigte Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene dar.

Als Grundlagen für dieses Gespräches sollten zum einen erste einführende Kenntnisse in die Phasenhaftigkeit und Komplexität des individuell unterschiedlich verlaufenden Prozesses der Krankheits- und Behinderungsverarbeitung dienen, zum anderen stellte die kritische Lektüre der Lebensgeschichte des Christoph Kuonath³⁴ eine weitere wesentliche Voraussetzung dar, um mit ihm in ein Gespräch um die bedeutsamen Stationen seines Bewältigungsprozesses einsteigen zu können.

³² vgl. MISEK-SCHNEIDER, K., Psychosoziale Aspekte von Kranksein und Krankheitsbewältigung. In: SCHWARZER, W. (Hrsg.), Lehrbuch der Sozialmedizin für Sozialarbeit, Sozial- und Heilpädagogik. Dortmund 1996, 87 f.

³³ vgl. ZIEGLER, G., Psychosomatische Aspekte der Onkologie. Stuttgart 1982, 64 ff.

³⁴ vgl. KUONATH/SOMMER 1999.

Obwohl, so eine Erkenntnis aus der Diskussion der theoretischen Aspekte, die Phasen als "idealtypisch" anzusehen und zu bewerten seien, lassen sich, so sollte sich später im Zuge der Diskussionen mit Christoph Kuonath herausstellen, die einen oder anderen in der Literatur beschriebenen Phasen auch in den biographisch orientierten Berichten des ehemaligen Rehabilitanden (auf-)finden: das Sammeln von wichtigen Informationen über die Erkrankung, das Suchen nach emotionaler Unterstützung durch Familienangehörige und Freunde, das Aufstellen von erreichbaren und anzustrebenden Zielen innerhalb der Rehabilitation, das Suchen nach dem "Sinn des Lebens", Fragen des Glaubens bzw. philosophisch anmutende Gedanken - dies alles stellen in Anlehnung an die theoretischen Ausführungen von ZIEGLER formulierte Aspekte des Bewältigungsprozesses dar, die sich in den schriftlich fixierten Erzählungen wie auch in den mündlich erfolgenden Berichten von Christoph Kuonath wiederfinden lassen.

3.2. Christoph Kuonath und seine „Geschichte“ - Diskussion Teil 1

Im ersten Teil der sieben Stunden umfassenden Kompaktphase wurden aus den vorangegangenen Sitzungen unbeantwortet bzw. nicht zufriedenstellend beantwortete Fragen bearbeitet. Über diesen Weg wie auch über einführende Bemerkungen des Veranstaltungsleiters zu Person, Lebenslauf und Rehabilitation des ehemaligen Rehabilitanden wurden die Seminar-Teilnehmer/ innen auf die bevorstehende Diskussion mit Christoph Kuonath und seiner Biographie eingestimmt³⁵.

3.2.1. Christoph Kuonath: Eine ganz andere Art der Verarbeitung steht an

Noch während des ganzen Klausurstresses bekam ich von meinem Mitautor (gemeint ist hiermit Bernd Sommer, Anm. d. Verf.) eine Einladung, um an einer Veranstaltung an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen teilzunehmen.

Weil wir eigentlich immer in Kontakt standen und voneinander hörten, kam dies nicht

³⁵ Zu diesem Zeitpunkt war nicht absehbar, dass Christoph Kuonath nach seinem Erscheinen in der Kompaktphase dieser Veranstaltung noch ein zweites Mal als Gast eingeladen werden würde.

Der vorliegende schriftliche Bericht von Christoph Kuonath ist nach seiner Teilnahme an der Veranstaltung entstanden, d.h. dass in den nachträglich schriftlich fixierten Überlegungen über das reine Berichten hinaus auch Deutungen und Bewertungen von Christoph Kuonath zu seiner Befindlichkeit während der Veranstaltung aus gegenwärtiger Sicht enthalten sind (vgl. zu methodischen Hinweisen autobiographischer Arbeitsansätze Kap. 1.2. des vorliegenden Bandes).

überraschend für mich. Nur was ich da tun sollte, war recht überraschend. Wir wollten immer nach Ende meiner Rehazeit in Kontakt bleiben und gemeinsam noch weitere Projekte planen und durchführen. Hatte ich auch noch mit anderen Therapeuten Kontakt, doch nicht so häufig und nicht in dieser Art wie in diesem Fall.

Meistens wurde ich von Therapeuten gefragt, wie es mit mir weiterging und welche Erfahrungen ich doch gemacht hätte, weil ich doch relativ weit gekommen war und es als Rückmeldung wichtig war, inwiefern meine wiedererlernten Funktionen alltags-tauglich waren und inwiefern sie mir für meine Ziele und andere Vorhaben ausreichten. Dies freute mich natürlich immer sehr und ich versuchte mir auch immer Zeit zu nehmen, um Kontakt zu halten. Ich besuchte ja sogar immer wieder das Jugendwerk, um mich zu zeigen mit dem, was ich schon wieder alles konnte.

Doch mein Mitautor und ich verbanden neben diesem Bereich eben noch anderes. So war es uns immer wichtig, Erfahrungen und neue Gedanken im Themenbereich „Sinn des Lebens“ auszutauschen.

Wenn ich auch nicht wusste, was mich an der Berufsakademie erwarten würde, sagte ich natürlich erfreut zu. Das hieß zwar für mich, dass es viel zu tun gab und dass jener Tag, an dem das ganze stattfinden sollte, mehr als gefüllt sein sollte, doch so etwas nahm ich gerne in Kauf, weil ich wusste, dass ich von solchen Veranstaltungen auch profitieren konnte. So wollte ich immer meine Erfahrungen, die ich während meiner Krankheitszeit gemacht hatte, weitergeben, da ich meinte, dass mir Erfahrungen anderer zugute kamen und meine wiederum Patienten zugute kommen konnten.

Natürlich wusste ich nicht, ob es wertvolle Erfahrungen waren, die ich gemacht hatte, doch für den ein oder anderen waren sie vielleicht interessant und hilfreich. Es war eben mein ganz persönlicher Weg, den ich gegangen bin und den ich, wie es auch heute die meisten verstehen, gehen musste. Zudem dachte ich, wenn ich jetzt schon aufgrund meiner Krankheitszeit so offen geworden bin und bereit bin, vieles von mir zu erzählen, so sollte ich diese Gelegenheit auch nutzen und es tun, zumal ich dabei ein gutes Gefühl hatte und die „Höhere Macht“ nicht dagegen sprach.

In der Zwischenzeit konnte ich sehr gut erkennen, was ich tun sollte und was nicht; ob ich dies natürlich immer einhielt, war die andere Frage. Natürlich machte auch ich Fehler und wusste das auch, doch dass ich es wenigstens erkannte, war schon recht hilfreich und ich konnte so daraus lernen.

So hatte ich aber auch Tage, an denen ich eben handelte wie ein Mensch und nicht nach Erfahrungen fragte, nur weil es manchmal vielleicht bequemer war. Doch häufig stellte sich auch heraus, dass etwas so bequem und einfach erscheint, es aber oft gar

nicht so ist und Arbeit mit sich bringt, die man gar nicht erwartet hätte.

Meine Aufgabe im Rahmen der Veranstaltung an der Berufsakademie bestand nun darin, an einem Seminar zum Thema *Krankheitsbewältigung* teilzunehmen, und zwar in einem Kreis von angehenden Sozialpädagogen.

Schon allein deswegen lohnte es sich mitzumachen, da diese Leute ja später mal mit Menschen, die krank oder behindert waren oder sind, eben wie ich, arbeiten sollten. Da schien es doch für mich naheliegend zu sein, diese Gelegenheit zu nutzen.

Meine Aufgabe bestand darin, einfach von mir zu erzählen, wie ich meine Krankheit und die sich daraus ergebenden Folgen erlebt hatte, wie ich damit umging und welche Probleme im Laufe der Zeit auftauchten und vor allem aber, wie ich jenes Thema der Krankheitsbewältigung anging.

So sagte ich also zu und es kam der Tag, an dem alles sein sollte. Ich war sehr gespannt, wenngleich aber auch neugierig, was mich erwarten würde. Angst davor, über alles zu reden und damit vielleicht Schmerzhaftes wieder aufzurollen, hatte ich nicht. Vielmehr war ich darauf bedacht, alles so gut verarbeitet zu haben, dass es für mich kein Problem sein sollte.

Ich wusste zwar, dass dieser Prozess der Krankheitsverarbeitung wohl ein Leben lang gehen würde, mir war auch bewusst, dass diese Form der Konfrontation nicht für jeden geeignet ist, denn nur der, der gut verarbeitet hat, kann frei darüber sprechen, ohne dass es ihm etwas ausmacht.

So war es doch auch bei mir, dass ich einfach den Schmerz und die Narbe, wie ich diese Zeit in mir nenne, nicht ständig schützen konnte. Immer wieder konnte es passieren, dass irgend etwas in normalen alltäglichen Leben eine Situation hervorruft und der ganze Schmerz hergerufen wird. So sagte ich immer, meine Narbe ist wieder aufgebrochen, dann hielt ich meistens kurz inne und fragte mich nur, warum. Doch mir war klar, dass es nichts bringen würde, doch ich konnte nicht anders und war einfach traurig, wenn ich auch keinen Grund dazu hatte.

Es ging mir doch gut, doch immer wieder stieß ich an Grenzen, die mir zeigten, dass ich gewisse Dinge im Leben einfach nie wieder tun konnte. So glaubte ich aber auch, je besser ich alles verarbeitet hatte, desto weniger machten mir jene Situationen aus. Denn wer kann sich denn schon wirklich vollkommen davor schützen, dass er im Leben nie mit seiner Vergangenheit konfrontiert wird und an jene schwarze Zeiten nicht wieder zurückdenken muss?

Deshalb versuchte ich mein Glück in der „Flucht nach vorn“ und nicht in der Abnabelung, was sicher auch manche tun, ich aber nicht für richtig halte. Gut, man ist nicht immer in der Lage dazu, einen solchen Prozess zu bewältigen, doch einen lebenslangen

Schutz oder gar vor der Vergangenheit wegzulaufen ist keine Lösung.

Anfangs hatte ich bestimmt auch kein anderes Verhalten gezeigt, doch merkte ich, dass es keine Lösung ist und einen auf die Dauer kaputt macht. Wenn man es auch verdrängen kann, es nagt an einem und man wird gar nicht richtig locker und glücklich.

Daraus ergab sich für mich nur ein Weg der Verarbeitung: Ich wollte aktiv etwas dagegen tun. So fuhr ich also nach Unterrichtsende an jenem Tag in Richtung Berufsakademie Villingen-Schwenningen los. Schon allein die Tatsache, dass ich wieder in eine normale Schule ging, ja gar Student war, was ich nie sein wollte, und allein mit dem Auto völlig selbständig fahren konnte, machte mich froh und ich kam, obwohl es stressig war, am Ort des Geschehens an.

Ich war schon auch ein wenig stolz, dass mir solche Ehre zuteil wurde und ich so etwas überhaupt machen durfte. So war ich sehr neugierig und wusste, wenn ich etwas von mir hergebe, wird es nicht umsonst sein, denn allein die Diskussion über die Tatsachen konnten mir neue Gedanken und Denkanstöße bringen.

Zudem stellte ich mir vor, dass mich Menschen erwarten würden, die tatsächlich an mir und meiner Geschichte interessiert waren und nicht nur deshalb, weil sie es mussten. Sie wollten ja von einem Betroffenen hören, was er zu sagen hatte, und konnten zuvor meinen Bericht lesen, um so zu sehen, ob ich überhaupt geeignet war und ich sie somit ansprach.

Mich erwarteten nun freundliche junge Menschen, die meisten sogar in meinem Alter, und ich kam mir sofort freundlich empfangen vor und somit waren jegliche Bedenken bereits ausgelöscht. Nicht nur die Tatsache, dass es gleichaltrige Menschen waren, nahm jeden Druck oder Restnervosität, denn in der Zwischenzeit hatte ich gelernt, mit Menschen der unterschiedlichsten Altersklassen etwas anzufangen.

Vielmehr fand ich es genial, wenn man die Erfahrung der älteren mit jugendlichem Leichtsinn und Tatendrang verbinden konnte. So war es ein lockeres Klima innerhalb der Gruppe und ich merkte sofort, dass man sich hier gut gemeinsam Gedanken über Erlebtes und Ansichten machen konnte und dass der Erfahrungsaustausch nicht zu kurz kommen würde.

Sofort fühlte ich mich wohl, obwohl ich immer noch nicht genau wusste, was genau gefragt war, doch die Tatsache, dass jemand die Veranstaltung leitete, den ich kenne und der mich und meine Gedankenwelt auch sehr gut kannte, ließen mich ganz befreit los erzählen. Worin ich mich durch das rege Interesse schon bald bestätigt fühlte, war, dass ich eben nicht nur noch Landwirt war, sondern dass ich durch die letzten Jahre Erfahrungen gemacht hatte, welche sich sicherlich auch noch verwerten ließen.

Das wusste ich ja bereits und diesen Bereich wollte ich auch noch weiter ausbauen,

auch wenn ich noch nicht genau sagen konnte, wie ich es schaffen konnte, meinen alten Beruf mit den neuen Erfahrungen zu „paaren“.

So fing ich an, von meiner Person zu erzählen, wer ich war und was ich machte, und vor allem, wie ich vor dem „großem Ereignis“ Krankheit war und wie es dann dazu kam und wie ich reagierte. So konnte ich berichten, wie es mir erging, wie die einzelnen Schritte waren, bei denen ich wieder Funktionen erlernte und wo und vor allem wann es Probleme und Tiefschläge gab.

Dabei konnte ich von einer Situation noch während meiner Krankenhauszeit berichten, bei der mir durch den Oberarzt bei der allmorgendlichen Visite berichtet wurde, dass ich ein Behinderter bin und es auch seiner Meinung nach bleiben würde, dass jegliche Hoffnung auf große Veränderung vergeblich wäre. Ich sei sowieso nur ein kleiner nutzloser Bauer und hätte jetzt die Chance, etwas anderes, Besseres zu werden.

Dies war damals mein erster richtiger Tiefschlag und mir wurde klar, dass es vielleicht nicht so einfach werden würde, wieder „normal“ zu werden. Obwohl ich damals noch nicht daran glaubte, dass ich nicht wieder der Alte sein konnte.

Dieser Mann hatte auch lange nach meiner Verlegung in die Reha meinen Ärger auf sich gezogen. Es heizte mich zwar an, dass ich es ihm zeigen wollte, doch hatte ich mit ihm meine großen Probleme. Gut, ich sehe ein, dass er die Hoffnung bremsen musste, da nicht absehbar war, dass es so gut werden würde, doch ich habe im Laufe der Zeit sein Tun akzeptiert und abgehakt, doch seine Vorgehensweise verstand ich nicht.

Bis heute finde ich sie nicht richtig und ich war auch des öfteren im Krankenhaus, um mich ihm vorzustellen. Nicht um ihn in seinem Beruf als Arzt anzugreifen, sondern ihm zu sagen, dass er besser als die anderen Doktoren sein sollte und mit Prognosen vorsichtiger umgehen sollte.

So erzählte ich weiter, dass ich ihn gerne gefragt hätte, ob er wüsste, was er den Patienten antut oder antun kann. Denn ich meine, und so war es auch bei mir, dass man es schonender beibringen kann, denn wenn ich wirklich realistisch gewesen wäre, hätte es leicht sein können, dass ich vor dem großen Kampf gegen die Krankheit sofort kapituliert hätte.

Es war mir insofern wichtig, von diesen Gedanken zu erzählen, nicht nur weil ich lange meine Probleme damit gehabt hatte, sondern nur zur Veranschaulichung, was man anrichten kann, wenn man nicht das nötige Feingefühl hat und sich keine Zeit für einen Kranken nimmt. Man kommt sich so nutzlos vor. So dachte ich, dies kann ein wertvoller Hinweis auch für die Arbeit dieser Leute sein, die sie einmal ausüben werden.

Schon daran, dass ich Zustimmung bekam, merkte ich, dass es nicht unwichtig war. Vereinzelt spürte ich auch Anerkennung, dass ich jenen Arzt nicht einfach nur hasste

und ihm eine zweite Chance gab, obwohl er gar nichts dafür tat. Diese Anerkennung tat mir gut, da ich sowieso sehr gerne eine Rückversicherung habe. So konnte ich auch klar machen, welche Rolle eine betreuende Person in einer solchen Situation spielt.

Bei mir waren es damals meine Eltern. In der Reha bei einer ähnlichen Situation konnte ich gefasster reagieren, da ich mich bereits mit jener Situation auseinandergesetzt hatte. Wir diskutierten dann auch noch über das Verhalten der beteiligten Personen zu besagtem Zeitpunkt. Dabei konnte ich noch erklären, warum und vor allem durch was ich jenem Arzt verzeihen konnte. Weil mir klar war, dass jeder seine Fehler hat und mehr oder weniger macht - und da meine „Höhere Macht“ noch im Spiel war, die mir half und mir das Vergeben lehrte, konnte ich diesen Schritt tun, der mir selbst nicht leicht fiel.

So machte mir die Unterhaltung Spaß, völlig überflüssig waren die Sorgen, dass die Narben des Erlebten aufbrechen konnten. In der Zwischenzeit befasste ich mich ja gerne mit diesem Kapitel, da meine Vergangenheit eben nicht zu leugnen war und ich sie nicht einfach wegschieben konnte, weil sie ja da war, ich sah sie ja nach wie vor an mir, zwar nicht mehr in so drastischer Weise, aber immerhin.

Es tat mir richtig gut, und wir arbeiteten gemeinsam an meiner Vergangenheit. Erst erzählte ich meinen Weg, den ich zu der jeweiligen Zeit vollzog und der sich nicht mehr ändern kann, ganz im Gegensatz zu meiner Einstellung und zu Gedanken. Danach diskutierten wir dann über Punkte, warum ich diesen Weg ging und nicht so oder so reagierte und wo ich vielleicht hätte so oder so hätte reagieren können und dass dann besser gewesen wäre.

So war das für mich nicht nur ein Geben, sondern durch das Diskutieren erhielt ich ein um das andere Mal Anstöße, über etwas nachzudenken oder über eine Sichtweise, mit der ich mich bis jetzt noch nicht auseinandergesetzt hatte.

So waren wesentliche Anregungen und Fragen in den Bereichen festzuhalten, ob ich noch nie in Betracht gezogen hätte, dass meine Krankheit vielleicht ihre Wurzel in der durchaus überharten Lehrzeit hatten. Dies war in der Tat eine neue Sichtweise, hatte ich es doch noch nie gewagt, an meiner geliebten Lehrzeit gedanklich anzusetzen. Sie hatte mich doch stolz gemacht, dass ich damals soviel geschafft hatte und eine richtige Aufgabe hatte. Vor allem weil ich nicht mehr weiß, ob ich jemals wieder an dieses Leistungsniveau anknüpfen kann. Was ich dadurch aber gelernt habe, mich zu fragen, ob es wirklich nur Arbeiten im Leben gab und ob es richtig war, arbeiten und mehr nicht.

Ich bin mir heute darüber im klaren, dass ich damals über das eigentliche Ziel hinausgeschossen bin und vielleicht auch an das Leben hätte denken müssen und nicht nur an

Arbeiten. Gab und gibt es doch auch noch andere Seiten des Leben, die man in Anspruch nehmen sollte.

Wie auch immer, schließlich konnte ich bisher noch nicht alle Gedanken in allen Bereichen ordnen, da immer wieder neue Erkenntnisse dazukamen und zum Teil ergänzend wirkten, aber auch widersprüchlich. Das grobe Konzept meiner Ansichten steht zwar, doch muss es dabei nicht bleiben. Es sind oft Bereiche dabei, die für den Augenblick zufriedenstellend sind, jedoch noch weiter ausgebaut werden sollten. Zudem finde ich oft genug Bereiche, in denen meine Gedankenwelt noch spärlich besetzt war und ist. Hatte ich es doch versäumt, jahrelang mir Gedanken zu machen, was ich nun alles aufholen wollte.

Ich kam zwar gut und schnell voran, doch nicht immer kann alles schnell und gut abgehakt werden. Oft genug kommt man an Themenbereiche, bei denen die Antworten, die man hat, einfach nicht ausreichend sind oder einen nicht befriedigen und somit es immer wieder zu Verzögerungen kommt. Ähnlich wie mein Gesundheitszustand auch wurde die Entwicklung langsamer. Sie konnte nicht immer im gleichen Maße und in der gleichen Geschwindigkeit vorangehen. So war ich mir sehr wohl darüber bewusst, dass, wie die Feinheiten an Funktionen viel Zeit brauchten, dies auch in der Gedankenwelt war, auch wenn ich dies nicht immer akzeptieren wollte.

Dass meine Gedankenwelt noch Lücken hatte, wurde mir sehr wohl bei dieser Veranstaltung bewusst. So konnte ich durch viele Fragen feststellen, dass von mir, typisch für mich, vor allem die Bereiche des Verstandes gut geordnet waren, jedoch im Bereiche der Gefühle noch Chaos herrschte und ich mich gar nicht oft vom Gefühl leiten ließ. Das war ein Punkt, den ich aus dieser Veranstaltung mitnahm und bei dem ich schon auf der Heimfahrt begann, zu grübeln ob es tatsächlich so war, dass ich meistens nur den Verstand entscheiden lasse und nicht auf das Gefühl horchte.

Erklären konnte ich dieses Verhalten nur dadurch, dass ich mich vor Enttäuschungen schützen wollte und mich deshalb nicht auf alles bedingungslos einließ. Jedoch war mir klar geworden, dass ich es auch sehr oft übertreibe und mich manchen Momenten meines Lebens entziehe.

In der Folgezeit sollte mich dieser Gedanke beschäftigen und ich sollte auch hier neue Erkenntnisse gewinnen. Doch mir machte dieser Tag richtig Spaß. Ich fühlte mich so ernstgenommen wie ich war, ja gerade deswegen. Ich brauchte keine Angst davor zu haben, aufgrund meiner Vergangenheit abgewertet zu werden. Das beruhigte mich. Ich fühlte mich so gut verstanden. Ich hatte keine Sorgen, dass meine alten Narben wieder aufbrechen konnten. Doch immer wieder gab es kleine Stellen, die Großes bewirken konnten und mich erheblich treffen konnten. Diese Gefahr war hier nie, zudem hätte

ich keine Probleme mehr gehabt, Gefühle zu zeigen.

Wenn ich noch zurückdenke, wäre es undenkbar gewesen, dass ich eine solche Veranstaltung mitgemacht hätte, doch nun hatte ich mit dem Erlebten und der geänderten Situation keine Probleme mehr. Ich lebte an jenem besagten Tag voll auf und es tat mir richtig gut, zumal ich wusste, dass ich viele Eindrücke und Erkenntnisse mit nach Hause nahm. Die Anerkennung tat ihr übriges, obwohl ich sicherlich genug Fehler machte und gar nicht alles so optimal fand. Schließlich war auch an mir nicht alles spurlos vorüber gegangen.

Was mich noch am Morgen dieses Tages beschäftigt hatte, war nun auch gut verarbeitet. So hatten meine Eltern während meiner Lehrzeit eine kleine Lebensversicherung für mich abgeschlossen, ohne dass ich etwas davon wusste. Nun, das war nicht schlecht, doch mich störte dabei, dass ich mehrere Fragebögen ausfüllen musste, durch die entschieden wurde, ob ich Einschränkungen hatte und ob ich Leistungen empfangen konnte. Wie konnte man nur einteilen, der bekommt aufgrund seiner Krankheit, Verletzung oder sonstiges soviel und der soviel? Welcher Mensch nahm sich das Recht heraus, darüber zu urteilen, wie schwer etwas zu bemessen war?

Sicherlich war es eine Hilfe, doch der Schmerz, der in einem saß, konnte doch nicht mit Geld oder anderem Vergänglichem wieder gut gemacht werden. Es war doch etwas anderes, das betroffen war und nicht durch Leistung einfach wegzumachen. Es tat mir zwar gut, dass ich mich damit auseinander setzte, da ich so lernte, auch selbständig zu werden. Hatte ich doch früher keinen Gedanken verschwendet an Geld und Versicherungen. War es das alles wirklich wert, ich hatte ein paar Mark und ließ meine Gesundheit dafür außer acht. Ich musste mir nie große Gedanken um Geld machen, hatte ich immer etwas. Zudem hatte ich ja verdient und nie ausgegeben. Was hatte ich denn nun?

Ich hatte eine kleine Vorsorge, doch wäre ich nie in der Lage gewesen, mich mit einer Rente zufrieden zu geben. Ich war einfach nicht der Typ dafür. Zudem wusste ich auch, dass ich bestimmt nicht alle meine Träume und Ziele mit Geld erfüllen konnte. War ich immer für den harten Kerl angesehen, der nie Gefühl zeigte und den nie etwas umhauen konnte. Nun wusste ich, wie es ist, wenn man schmerzhaft lernen muss, dass vielleicht doch nicht alles richtig war, was man bisher tat und vor allem wie man es tat. So konnte ich nie behaupten, dass ich ein gefühlsarmer Mensch bin, vielmehr fiel es mir außerordentlich schwer, vor anderen zu zeigen, was in mir vorging. Ich wollte und konnte nicht, doch jetzt, wo ich gelernt habe und auch zu dem stehe, was ich fühle und zeige, was in mir vorgeht, fühle ich mich wohl. Auch wenn nicht alles so läuft, wie ich es mir vorstelle. Hatte es ja früher schon Höhen und Tiefen in meinen Empfindungen

gegeben. Ich würde sagen, dass ich heute auch noch meine Schwierigkeiten habe, doch ich bin nicht anders geworden. Bin immer noch nach außen hart, doch es geht heute auch anders, wenn die Situation es verlangt. Ohne mich großartig zu verändern, konnte ich es schaffen, in einigen Bereichen meiner Einstellung reicher zu werden, ohne dass ich meine Identität völlig auflösen musste.

So hilft mir manchmal das Niederschreiben von Ereignissen über vieles hinweg. Wenn ich so manches Buch über die Seeleneinteilung von Menschen lese, kann ich meine persönlichen Grundzüge klar wiedererkennen, doch nun kann ich sagen, dass ich sehr starke Erfahrungen und Bereiche von anderen eingeteilten Gruppen treffe. Ich bin eben reicher geworden und habe es geschafft, aus meiner Gruppe auszubrechen und breitere Erfahrungen zu machen. Habe ich zwar mein altes System noch immer, doch an diesem gibt es durchaus auch Vorzüge.

So glaube ich, dass doch jeder Mensch, egal in welche Gruppe er einzuordnen ist, seine Stärken und Schwächen hat. Wenn er nun schafft, seine Schwächen zu erkennen, sie sich einzugestehen, ist er seinem Sinn und seiner bestmöglichen Einstellung sehr nahe gekommen.

So habe ich meine Schwächen durch viele Menschen erkannt und habe Kraft von der „Höheren Macht“ bekommen, diese mir einzugestehen und etwas dafür zu tun, sie kleiner zu machen.

Dieses Thema hatten wir in jener Veranstaltung diskutiert und ich merkte, dass ich auf dem richtigen Wege war, mich jedoch noch lange nicht ausruhen konnte, sondern danach zu streben hatte, weiter voranzukommen. Insbesondere gab mir dieser Tag einen weiteren Anstoß, nicht immer nur mit dem Verstand zu entscheiden, sondern auch auf mit dem Gefühl acht zu nehmen und nach ihm zu handeln.

Bis ich wieder zu dieser Veranstaltung kommen sollte, war ich dem schon ein ganzes Stück nähergekommen. Doch leider verging die Zeit viel zu schnell und nachdem ich kurz von meinem Leben davor, dem Ausbruch der Krankheit und der Besserung erzählt hatte, war noch Zeit geblieben, um über Gefühle und Probleme in Krankenhäusern und Rehasentren zu berichten.

Was jedoch deutlich zu kurz kam, war die Frage nach Glaube, Sinn und was mich bewegte, diesen Weg der Verarbeitung meiner Krankheit zu gehen. Doch es sollte noch überraschend die Möglichkeit kommen, über diese Bereiche zu reden, zumal ich hier nur gewinnen konnte, da die Krankheit vorüber war und in groben Zügen zu sehen war, wo mich die Zukunft hinführen könnte, ich jedoch auf dem Bereiche von Sinnfragen gar nicht genug bekommen konnte.

Ich wollte einfach die versäumte Zeit vor der Erkrankung wieder aufholen. Dabei freu-

te ich mich auch, wenn ich in Diskussionen kam und Kritik an meinen Ansichten geübt wurde. Natürlich kann ich nicht behaupten, dass nur meine Ansichten richtig gewesen wären und es sonst nichts gab. Durch Meinungen anderer bekam ich immer wieder neue Denkanstöße und mit der Frage der Richtigkeit von den Ansichten eines jeden Menschen hatte ich so meine Schwierigkeiten. Wer kann sich schon das Recht herausnehmen, über die Gedanken eines anderen zu urteilen, ohne sich damit auseinanderzusetzen oder dessen Situation zu betrachten? Vielmehr bin ich nach wie vor der Meinung, dass es besser ist, wenn sich ein Mensch überhaupt Gedanken über Sinnfragen macht, als wenn er sich mit diesem Thema überhaupt nicht auseinandersetzt. Wenn ich in dieser Zeit eines gelernt hatte, dann war es das, dass man zu seinen Gefühlen stehen muss und sie nicht verdrängen kann oder ewig vor ihnen davonlaufen kann.

So ist es mit Problemen auch, eine Zeit lang geht das oder man kann sich in andere Welten flüchten, wird dann aber immer wieder von der Realität eingeholt und es helfen auch keine Illusionen. Wird man mit der Zeit nicht damit fertig, wird man nicht mehr richtig glücklich und es lässt einen nicht mehr los. Das war bei mir des öfteren der Fall, obwohl ich sagen muss, dass ich es lernen musste, zum Teil mit recht schmerzhaften Erfahrungen verbunden, mir meine Probleme einzugestehen und sie schneller anzupacken, so dass ich wieder persönlich freier sein konnte.

Ansonsten wurde mir klar, dass es mir eigentlich gut ging und ich rein körperlich wieder recht gut drauf war und zudem einiges an Lebenserfahrung gewonnen hatte, auch wenn es dadurch, dass ich meiner Einstellung treu blieb, Nachteile gab. Doch diese konnte ich in Kauf nehmen, wurde mir auch klar gemacht, da ich dafür andere wertvolle Dinge gewann.

Die Veranstaltung war nun so gut wie um und es kam noch zu dem einen anderen Gespräch zwischen einem Teilnehmer und mir. Mir hatte es gefallen und ich konnte wieder einige Punkte mit nach Hause nehmen und grübeln. Andererseits konnte ich in manchen Aussagen Bestätigung finden, die mir doch so gut tut. Aber auch Verbesserungsvorschläge und Anregungen hatte ich erhalten.

Was mir besonders gut tat, dass die Mühe nicht umsonst war, sondern dass die Veranstaltung recht geglückt schien und die Beteiligten nicht enttäuscht waren. Ich wollte ja schließlich auch, dass es jemandem etwas bringt oder dass der eine oder andere sich Gedanken machte.

Gut gelaunt und erfüllt machte ich mich auf den Nachhauseweg. Nach einem entspannten Wochenende, an dem es mir gut ging und ich psychisch ausgeglichen war, was nicht immer der Fall war und ist, ging es in Nürtingen in den Endspurt des 1. Semesters. Dies konnte ich vollends gut bewältigen, auch wenn ich nicht immer mit allem

ganz glücklich und zufrieden war. Doch so wie es war, war es schon in Ordnung. Konnte ich doch nicht große Ansprüche stellen, zumal ich froh sein musste, dass der Schulbesuch überhaupt zustande gekommen war und klappte und ich mit dem Tagesablauf klarkam.

3.2.2. Auswertung der Diskussion mit Christoph Kuonath im Seminar

In dem ersten Teil der auf die Sitzung mit Christoph Kuonath folgenden Veranstaltung wurde das Gespräch mit ihm ausgewertet unter Bearbeitung der Fragestellung, welche bleibenden Eindrücke Christoph Kuonath mit seinen schriftlichen und mündlichen Berichten bei den Seminar-Teilnehmern/innen hinterlassen habe³⁶.

Im folgenden sei aus dem Protokoll dieser Sitzung zitiert. U.a. wurde angesprochen, dass Christoph Kuonath

- eine „bewundernswerte Offenheit“ gezeigt habe;
- ein „großes Energiebündel“, ein „Schaffer“ sei;
- „Gegensätze in sich“ vereine: die „Suche nach dem Sinn des Lebens und die Sozialisation in landwirtschaftlicher Umgebung“;
- nach „Grenzen und Normalität“ suche;
- Reaktionen seiner Zuhörerinnen und Zuhörer „sehr feinfühlig“ wahrnehme;
- eine „naive Schutzlosigkeit“ zeige; seine Erzählungen erinnerten die Zuhörerinnen und Zuhörer an die eigene Biographie,
- sich „verletzlich auf der Beziehungsebene (Bereich, den er nicht alleine kognitiv steuern kann)“ zeige, was eine „sympathische Unsicherheit“ ausmache,
- seine Gefühle nach außen kehren müsse als seine Form der Krankheitsbewältigung; „irgendwann“ werde „er genug ‘erzählt’ haben und einen anderen Weg finden“
- sich nach Aussagen einer Zuhölerin „sehr über seine Leistung und Erfolg“ definiere; sie wünsche ihm „für die Zukunft mehr Selbstliebe“³⁷.

Im zweiten Teil der Sitzung wurde im Plenum ein Textauszug zum Themenbereich „Umgang mit Therapeuten“³⁸ gelesen und unter der Fragestellung bearbeitet, welche Kriterien sich aus dem Text für die in der praktischen Sozialen Arbeit tätigen

³⁶ In inhaltlicher Hinsicht „deckten“ sich die Aussagen aus schriftlichem Bericht und mündlich erfolgenden Erzählungen mit Ausnahme einiger im Nachhinein von Christoph Kuonath aus zeitlichem und räumlichem Abstand vorgenommenen Bewertungen von Handlungen, Ereignissen und Begegnungen.

³⁷ Sämtliche Zitate sind dem Sitzungsprotokoll vom 02.02.2000 entnommen.

³⁸ In: SCHNEIDER, V./WEISHAUPT, G./MAI, N., Warum hat mir das niemand vorher gesagt? Erfahrungen jugendlicher Patienten mit Hirnverletzungen. Dortmund 1993, 34-38.

Sozialpädagogen/innen in Hinsicht auf das Aufgabenfeld „Unterstützung von Krankheits- und Behinderungsbewältigung“ ergäben³⁹.

Dabei wurden folgende Kriterien festgehalten:

- Ehrlichkeit;
- Mut machen, über ungute Gefühle zu sprechen (Offenheit);
- Patienten umfassend informieren, verständliche Erklärungen führten zu einer Verringerung der Unsicherheit;
- Patient müsse trotz allem immer einen eigenen Weg finden, eine eigene Strategie entwickeln (Selbstverantwortung des Patienten);
- Zusammenhänge zwischen erfolgreicher Therapie und intensiven Beziehungen werde deutlich;
- es sei bedenkenswert, wenn Patienten Rücksicht auf professionelle Mitarbeiter nehmen müssten;
- Patienten sollten über die Unterstützung der Sozialpädagogen soziale Kompetenz aufbauen, damit der Patient seine Rechte alleine wahrnehmen und durchsetzen könne (möglichst nicht die Selbstverantwortung „rauben“);
- dem Patienten niemals seine Entscheidungsmöglichkeiten nehmen⁴⁰.

In der fünften und damit vorletzten Seminarsitzung wurden die schriftlichen und mündlichen Ausführungen von Christoph Kuonath zu „seinem“ Weg der Krankheits- und Behinderungsbewältigung“ auf das beispielhaft erarbeitete Modell „Phasen der Krankheitsbewältigung“ zu beziehen versucht.

Anlehnend an das Sitzungsprotokoll vom 21.02.2000 lassen sich die wesentlichen inhaltlichen Aspekte zu diesen Fragestellungen folgendermaßen abbilden:

Stichwort „Verleugnung oder Minimierung der Ernsthaftigkeit der Erkrankung“:

„Verleugnung“ wird als zu negativ angesehen, der Begriff passe nicht auf Christoph Kuonaths Lebens- und Krankheits- bzw. Bewältigungsgeschichte; Prozesshaftigkeit wird als bedeutsamer Begriff genannt, Christoph Kuonath nehme die „Symptome“ seiner Erkrankung sehr wohl wahr und auch ernst („Vor-Ahnung“), Erkennen der Ernsthaftigkeit der Erkrankung, auch wenn er die Tragweite nicht ein- oder abschätzen könne.

³⁹ Zudem sollte die Frage erörtert werden, welche konkreten Handlungsmöglichkeiten, und damit sind die didaktisch-methodischen Kompetenzen und „Techniken“ gemeint, den in der konkreten Sozialen Arbeit tätigen Sozialpädagogen im Aufgabenbereich „Krankheits- und Behinderungsbewältigung“ zur Verfügung ständen.

⁴⁰ vgl. Sitzungsprotokoll vom 02.02.2000.

Stichwort „Sammeln relevanter Informationen über die Erkrankung“:

Die „absolute“ Gewissheit wollte er scheinbar nicht haben, die konkreten Ursachen wollte er sehr wohl wissen, statt mehr Informationen Suche nach Möglichkeiten der Rehabilitation. Angst?!

Stichwort „Aufstellen konkreter erreichbarer Ziele in der Rehabilitation“:

Überragendes Ziel, „Hof übernehmen“, ansonsten eher viele Ziele bzw. Zielsetzungen wie beispielsweise Prüfung ablegen, Berufstätigkeit in Landwirtschaft.

Stichwort „Bedeutungsverleihung, Attribution“:

Nach Meinung der Seminar-Teilnehmer/innen habe Christoph Kuonath seine Krankheit als „Zeichen“, als „Anstoß“ gesehen, wobei für ihn jedoch die Schwierigkeit zu bestehen schien, Konsequenzen aus diesen Ereignissen zu ziehen.

Krankheit werde als wichtige Zeit empfunden, darüber hinaus führe sie zu Fragen nach dem „Sinn des Lebens“.

Weitere Äußerungen erfolgten in die Richtung „intensiver und bewusster leben“, Lektüre von Büchern als andere, für Christoph Kuonath bis dahin sicherlich eher ungewohnte Form der Auseinandersetzung, „Horizont erweitern“⁴¹.

Im dritten Teil dieser Sitzung wurden dann Stichpunkte zu der Fragestellung gesammelt, welche Aspekte im Rahmen der Betrachtung einer erfolgreichen Krankheitsbewältigung bedacht werden müssten; die Antworten sollten später anhand des in der abschließenden Sitzung erfolgenden zweiten Gespräches mit Christoph Kuonath überprüft werden.

- realistische Einschätzung des Ereignisses Krankheit
- „neue Sicht“, durch Krankheit andere, neue Einstellungen (als Zugewinn)
- neue Perspektiven
- Akzeptanz, „nicht stehen bleiben“, Zukunftsvorstellungen
- in dem eigenen Leben eine Qualität finden
- Auseinandersetzung mit der Krankheit - Reflexion, Aufarbeitung und mehr
- Zufriedenheit
- Beziehungen angehen
- Wie beeinflusst die soziale Umwelt die Krankheit bzw. die Sicht von Krankheit?
- Krankheit lebensbegleitend oder abgeschlossen
- „Warum“-Fragen ausgewogen beantwortet („inneres Gleichgewicht“)

⁴¹ Die erfolgten Angaben stellen die subjektiven Meinungen und Deutungen des Seminar-Teilnehmer/ innen dar.

3.3. Christoph Kuonath und seine Geschichte: Fortsetzung folgt ... - Diskussion Teil 2

Auf besonderen und ausdrücklichen Wunsch der Seminar-Teilnehmer/innen wurde Christoph Kuonath zur abschließenden Seminar-Sitzung nochmals nach Schwenningen eingeladen.

Nach Meinung einiger Teilnehmer wären viele Fragen „offen“ geblieben, es sei zu wenig Zeit gewesen, dass Christoph Kuonath zu den ihn bewegenden Fragen und Themen „von sich aus“ in detaillierter, ausführlicher Weise hätte berichten können. Der erste Teil der Diskussion bestand größtenteils aus von den Teilnehmern an Christoph Kuonath gerichteten Fragen und den darauf folgenden Antworten. Es fehlte den Äußerungen einiger Studenten/innen folgend Raum für Christoph Kuonath, abseits der Fragen in die Themen vertiefend einzusteigen, die ihm zu der Zeit besonders wichtig erschienen.

Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang die Beschreibung der Tatsache, dass das Seminar mit dem zweiten „Gastspiel“ von Christoph Kuonath endete, ohne dass eine mündlich erfolgende Rückmeldung der Studentinnen und Studenten zu der letzten Seminar-Sitzung möglich war.

Die Auswertung dieser Sitzungsfolge kann jedoch inhaltlich auf der Grundlage von schriftlichen Rückmeldebögen des Veranstaltungsleiters erfolgen, in deren Rahmen die teilnehmenden Studenten nach Ende dieser Veranstaltung in ausführlicher Weise ihre (selbst-)kritischen Anmerkungen anbringen konnten⁴².

In den Semesterferien, in denen ich mir schon wieder neue große Ziele steckte und ins Träumen geriet, erhielt ich eines Abends einen Anruf, ob ich nicht Lust hätte, nochmals an der Veranstaltung in Schwenningen mitzuwirken. Das freute mich natürlich, zumal es in diesem Kurs die letzte Sitzung war und die Schüler es auf eigenen Wunsch wollten. Demnach konnte ich nicht so schlecht gewesen sein, oder als Beispiel Patient für diese Gruppe brauchbar gewesen sein.

Diese Einladung kam zwar völlig überraschend und kurzfristig, doch ich machte es ja gerne. Dies hatte für mich zwar Stress bedeutet, doch ich wollte und schon in Gedanken an den Abend war ich am nächsten Tag richtig schnell, so dass es klappte und ich mich wieder auf den Weg nach Schwenningen machen konnte.

⁴² vgl. Kap. 3.5. des vorliegenden Bandes.

Dort angekommen, stand mir dasselbe Bild bevor, wie bei dem ersten Treffen. Die meisten der anwesenden Studenten/innen kannte ich bereits und einige Neue ergänzten zudem die Gruppe gut. Nach wiederum freundlichem Empfang kurzer Einweisung merkte ich richtig, dass das Klima noch besser war. Wir kannten uns nun schon gegenseitig ein wenig und wussten, was wir voneinander erwarten konnten. Wir wussten, wie wir miteinander umzugehen hatten, und ich musste nie im Gedanken damit spielen, meine Vergangenheit zu leugnen und Probleme zu vergessen und alles extrem gut oder schlecht zu schildern.

Ich konnte und wollte offen darüber reden, wusste ich doch, dass es mir nur so überhaupt auch etwas bringen konnte. Nach wiederum kurzer Einführung zu meiner Person, galt es nun, sich Fragen zum Sinn des Lebens und der Rehabilitation zu stellen.

Diese Veranstaltung sollte recht anstrengend werden, doch sollte sie auch einiges bringen, zumal beide Seiten etwas davon haben wollten. Es war wieder ein so schönes Gefühl, dass jemand wirklich Interesse an den Gedanken von mir hatte und sich dafür interessierte, wie es mir in vielen Situationen meines Lebens ging und was ich dabei empfand und wie ich zudem wurde, wie ich bin und wie es kam, dass ich so wurde, wie ich sein wollte.

Schon relativ bald wussten die Beteiligten, also ich und Bernd Sommer sowie die Sozialpädagogik-Studenten, was noch zu besprechen war und was noch für beide Seiten interessant war. So tauchten bald Fragen auf, wie ich zu dem Begriff Schicksal stehe. Daraufhin konnte ich nur immer wieder erwidern, dass sich meine Einstellung dahingehend in den letzten Jahren verändert hatte, dass ich nun glaube, dass ein Mensch zwar seinen Lebensweg selbst beeinflussen kann, wobei jedoch entscheidende Stationen vorprogrammiert sind.

An meiner Person sah ich, dass die Krankheit einen Sinn haben musste; denn ich war ja immer zufrieden und es hätte mir vielleicht an etwas gefehlt, obwohl ich nichts vermisst habe. Klar, dass ich deswegen nicht alles verstehe oder jede Krankheit auf der Welt gut- heißen kann, doch mir hat sie sicherlich etwas sagen wollen und mich auf etwas hinweisen wollen - dies nahm ich nun zur Kenntnis und lebte so gut es ging und es mir möglich war.

Diese Erfahrungen hätte ich auch lieber auf eine andere Art und Weise machen wollen, doch weiß ich nicht, ob sie dann so stark und klar zum Ausdruck gekommen wären und ob ich sie überhaupt ernst genommen hätte. Nun war es einfach so und ich musste es so nehmen, wie es war, zum Teil auch noch froh darüber sein, dass es so war, zumal ich nun mein Leben neu ordnen konnte und mir darüber klar werden konnte, was ich wirklich wollte und was ich konnte und wo ich gebraucht werden konnte.

So konnte ich auch sagen, dass ich fest daran glaube, eine Lebensaufgabe zu haben, auch wenn ich nicht genau weiß, worin sie besteht. Ich sagte, dass ich jeden Tag im alltäglichen Leben Aufgaben sehe, mich bis jetzt doch aber noch nicht entscheidend angesprochen fühlte. Doch es wird der Zeitpunkt kommen, an dem ich genau wissen werde, dies ist meine Aufgabe in der nächsten Zeit.

Ich werde dann auch verstehen, warum alles so kommen musste, wie es kam. Ich lege mich nicht mehr nur auf meinen einen Beruf fest, da ich gegen den Willen der „Höheren Macht“ nicht ankomme; das soll soviel heißen, dass ich etwas machen kann, doch wenn diese Aufgabe nicht für mich bestimmt ist, kann und darf ich mich nicht nur an ihr festbeißen, da dann vielleicht wieder eine schmerzhaft Erfahrung ansteht, so wie es bei mir war.

Sicherlich machte ich mir nicht immer Gedanken und glaubte in meiner Jugend schon daran, dass ich mein Schicksal selbst in der Hand habe und bestimmen kann, was in meinem Leben abgeht. Bereits dort merkte ich jedoch, dass da was Höheres war, das man aber nicht einfach schnell erklären oder erforschen kann. Nun wo ich tatsächlich weiß, dass es hoch oben noch etwas gibt, das ich auch nicht immer sofort verstehe oder erklären kann, habe ich gelernt, Energie von ihr aufzunehmen und gemeinsam mit ihr etwas zu schaffen und nicht nur, was ich will und mich dagegen zu wehren.

Schließlich sah ich ja, wie weit ich alleine kam. Ich versuchte den Studenten klar zu machen, wie ich für mich zu diesen Erkenntnissen kam und warum ich sie so interpretiert habe und nicht anders. Wobei einige schnell merkten, dass ich mir seit der letzten Veranstaltung einige Gedanken gemacht hatte und in einigen Auffassungen weiter war. Ich wollte meine Einstellung nicht immerzu umwerfen müssen, wie ich es auch schon tat und von meiner Laune abhängig machen. Ich musste lernen, mich so zu akzeptieren, wie ich war und meine Stärken und Schwächen kennen zulernen und sie zu akzeptieren, so dass ich allmählich Verbesserungen im Bereiche der Schwächen erzielen konnte und so für Ergänzung gesorgt war und ich mit mir zufrieden sein konnte und mich trotzdem weiterentwickelte.

So traf ich immer wieder zufällig Leute, mit denen ich gute Gespräche führen konnte und bei denen ich merkte, dass meine jungen Ansichten nicht alle ganz schlecht sein konnten. Weil zweifeln tu ich an mir noch oft, obwohl ich es nicht bräuchte, doch verstand ich nicht immer, dass es doch Sinn macht, was ich machte. So hätte ich nie gedacht, dass ich so schnell, so offen sprechen und auf andere Menschen zugehen könnte.

Ich suche heute in der Tat oft das Gespräch mit anderen. Ab und zu muss ich im Erfah-

rungsaustausch auch etwas für mich tun, denn ich kann nicht nur geben, ohne auszubluten mit der Zeit.

So antwortete ich auf die Frage, was ich unter Leben verstand, dass es ein Nehmen und Geben ist. Denn nur wer anderen hilft und ihnen was gibt, wenn es nur persönliche Erfahrungen zu einem Gebiet oder Problem ist, kann eigentlich nehmen. Wer hat schon das Recht, einfach von anderen einzufordern und etwas zu verlangen. Nun ich weiß, dass es nicht für alle Menschen gleichermaßen leicht ist, zu geben und zu nehmen, zumal es schon gar nicht alle wollen, doch wenn jemand von mir Hilfe erwartet und ich demjenigen auch wirklich helfen kann, tue ich es nicht nur, damit ich selbst wieder Hilfe in Anspruch nehmen kann, sondern weil mir bewusst ist, wie viel mir schon in meinem noch jungen Leben gegeben wurde.

Natürlich hat Leben für mich noch andere Bedeutungen. Da wären zum einen die ganzen Erfahrungen, die ein Mensch im Bereiche übergeordneter Sinnfragen machen kann, aber man kann auch Ansprüche an sein Leben haben. Jeder weiß für sich selbst am besten, von was er träumt und was er gerne hätte. In meinem Fall ist dies Familie, Beruf und Erfolg.

Im Beruf aber nicht nur Erfolg im Sinne von guten Leistungen und Karriere, nein für mich ist wichtiger, dass ich mit meiner Arbeit zum einen anderen helfen kann oder Erfahrungen weitergeben kann, aber ein Stück weit würde ich natürlich auch etwas für mich erreichen. So denke ich, dass ein gewisses Stück gesunden Egoismus in Ordnung ist, solange meine Mitmenschen nicht darunter leiden müssen.

Jeder sollte auch ein wenig Freude am Leben haben. So wie ich für mich entschieden habe, bringt es nichts, sich große Reichtümer anzuschaffen, denn im Bereiche der Gesundheit bringen sie auch nichts und in die andere Welt kann keiner etwas davon mitnehmen. Ich gönne mir zwar auch öfter etwas als früher, doch in einem Bereiche, den ich in Ordnung finde. Ob es tatsächlich so ist, kann ich nicht sagen, deshalb mein Drang auch immer weiter zu kommen.

Ich bin eben einer, der immer die Gewissheit braucht, auch wenn ich diese nicht immer und überall haben kann. So musste ich auch erfahren, dass ich zwar viele Wünsche, Träume und Hoffnungen habe, doch ich sie nicht nur durch meinen eigenen Willen und durch Arbeit und Erfolg realisieren kann. Das geht vielleicht schon, doch ob das ganze dann erfüllt und zur Freude der Beteiligten ist, wage ich zu bezweifeln. So verzichte ich lieber auf etwas, wenn ich genau weiß, es kann nicht sein und ich kann nicht über die Köpfe anderer hinweg über etwas Bestimmtes entscheiden. Gerade das wurde doch bemerkt, dass ich im Bereiche des Zwischenmenschlichen seit der ersten Veranstaltung einiges dazugelernt hatte. Ich war nun freier darin, dass ich nicht nur den Verstand

benutzte, sondern auch nach dem Gefühl entschied, auch wenn es des öfteren besser wäre, nicht etwas vorschnell zu entscheiden und Verstand und Gefühl gut gegeneinander abzuwägen.

So wurde auch die Äußerung laut, dass ich nicht mehr so fest und nur auf meinen alten Beruf hoffte, sondern lockerer war. Dies war zwar so und ich war auch froh darüber, dass ich diesen Schritt gemacht hatte, doch es waren immer noch wunde Punkte in meinem Leben.

Mir wurde allmählich bewusst, dass es schwierig werden würde, den elterlichen Betrieb alleine weiterzuführen, auch wenn es immer noch Verbesserungen gab. Ich merkte, dass ich allmählich wieder in die Realität zurückgekehrt war und dies sicherlich gut war, denn hatte ich mir doch lange Zeit etwas vorgemacht. So ist mir klar, dass es hart werden würde, wenn es wirklich meine Aufgabe sein sollte und sich noch einiges ändern musste. Ich hatte mir aber wieder alles so leicht vorgestellt. Was früher meine große Stärke war, ist nun mein Schwachpunkt: Mir fehlt es einfach an der Konstanz.

Es ging zwar, dass ich einige Tage am Stück sehr gute Leistungen brachte, doch irgendwann kommt dann der Einbruch. Ich vertraue heute einfach mehr darauf, dass mir schon gezeigt wird, was ich zu tun habe, auch wenn ich noch hoffe, dass meine Belastbarkeit sich weiter verbessert und ich mir wieder vorstellen kann, Tag für Tag zu arbeiten.

Warum ich eigentlich an den Büchern mitgewirkt habe, wurde ich gefragt. Zum einen war ein Grund für mich, da ich mich selbst geändert hatte, weil es ein Traum war, einmal zu schreiben und weil ich während des Schreibens nochmals gut verarbeiten konnte; zum anderen weil ich andere Menschen in ähnlicher Situation, aber auch andere Leser zum Nachdenken animieren wollte.

Eigentlich würde ich gerne mehr Zeit investieren und diese Arbeit nicht nur zwischendurch oder in der Freizeit machen, doch weil ich gebunden bin, ist dies gerade nicht möglich. Doch weil ich nicht weiß, was in Zukunft kommen wird und ich zudem noch nicht alles genau geplant habe, was nach meiner Weiterbildung kommt, bin ich für vieles offen.

Sollte ich den Betrieb als staatlich anerkannter Techniker weiterführen können, wird nicht mehr Zeit bleiben, doch wenn ich nur in der Beratung tätig sein werde oder ganz woanders, wird Zeit bleiben, wenn man selbst will. Ich habe auch gelernt, Prioritäten zu setzen, bei dem was mir wichtig ist oder wichtig wurde.

Hatte ich mich immer in die Gesellschaft eingeordnet und schwamm mit dem Strom, so tue ich dies zwar heute auch noch, doch nicht mehr um jeden Preis. Um nicht immer

ein Außenseiter zu sein, füge ich mich der Masse, doch wenn es gegen meine Grundsätze verstößt, dann bin ich bereit, auch gegen die Masse „anzuschwimmen“.

Meine Ideen zum Nachdenken oder zum Forschen finde ich nicht nur in Veranstaltungen wie dieser, sondern auch jeden Tag im Leben. Von dieser Veranstaltung hatte ich natürlich viele Anregungen mitnehmen können, da sich viele Leute interessiert meiner Vergangenheit stellten und ihre Meinung über meinen persönlichen Weg abgaben. Erscheine ich heute noch oft durch die Krankheit nach außen hin leicht verletzlich, was sicherlich manchmal auch so ist, habe ich doch in meinem Inneren eine gewisse Balance gefunden, die mittlerweile gut und stark ist und nicht so leicht zu verletzen ist.

Ich kann nicht behaupten, dass alles schon zu meiner Zufriedenheit wäre und alles gleichermaßen stabil, doch immer wieder blicke ich zwei Jahre zurück und sehe dann die großen einschneidenden Veränderungen.

So wurde ich gefragt, ob ich nun durch die letzte Zeit intensiver leben würde als ein gesunder Mensch. Darauf, denke ich, lässt sich sagen, dass ein Kranker seine Gesundheit besser zu schätzen weiß, als wenn er sie nicht hat. Ich weiß heute, wie ich zu leben habe, auch wenn ich mich nicht immer daran halten kann, doch gibt es immer mehr Momente, in denen ich versuche meine Fertigkeiten, die ich wieder gelernt habe, intensiv zu spüren. Wenn es nur Kleinigkeiten sind, wie ein paar Meter zu gehen und zu spüren, wie schön es ist, dies zu können und welches Geschenk ich hier vorfinden kann. Für einen gesunden Menschen ist es vielleicht nicht nachvollziehbar, welche Gefühle sich in einem solchen Moment in einem Kranken abspielen. Aber durch die Tatsache, etwas nicht mehr zu haben oder es wieder zu erlernen, lernt man alles viel besser zu schätzen und höher zu bewerten. So wie ich sich auch an den kleinen Dinge im Leben viel besser erfreuen kann. Oft reicht es mir, mit offenen Augen durch die Welt oder einfach spazieren zu gehen und zu sehen, wie wunderbar die Welt sein kann. Am Ende dieser zweiten Veranstaltung wurde ich ermutigt, weiterhin trotz immer wieder erlebter Tiefen auf mein Gefühl zu hören und auch im Bereich meines Glaubens offen zu ihm zu stehen und ihn zu bekennen. Den Fehler des nur Mitläufers nicht mehr zu machen und einfach ich selber sein. Das war ich meist auch, doch manchmal war ich noch verunsichert, was ich auch noch ablegte.

Dann war diese Veranstaltung, die mehr auf Gefühle, Leben, Sinn und Probleme einging als die erste, zu Ende. Den Abschluss stellte die Frage dar, wie die Reha noch besser sein hätte können, oder worin besondere Stärken und worin Schwächen bestan-

den.

Ich habe zwar, bevor ich entlassen wurde, jedem meiner Therapeuten persönliche Rückmeldung gegeben, und so dürfte es nicht wunderlich sein, dass ich die medizinischen Therapien besonders loben möchte. Es war alles soweit in Ordnung, wobei nie auf alle Patienten gleichermaßen gut eingegangen werden kann. Nicht alles lässt sich realisieren, doch es war schon relativ perfekt.

Was mir fehlte, war manchmal, dass es nicht verstanden wurde, jeden Patienten spüren zu lassen, dass er trotz allem noch jemand war und sich die Therapie lohnte. Die Patienten dürften nicht immer so stark alleine gelassen werden, da es dann weniger zu Problemen kommen würde, auch wenn klar ist, dass Ruhe gebraucht wird und sich nicht jeder gleichermaßen öffnet.

Vor allem in den Therapien, wo ein starkes Vertrauen zwischen Patient und Therapeut aufgebaut werden sollte, müsste auch mehr Zeit für ein kurzes Gespräch während der Therapie bleiben. Nicht meine Erfahrungen waren dies, sondern zu mir kamen immer wieder Patienten, die gefragt haben, wie ich als „alter Rehabilitand“ dieses und jenes Problem meisterte.

Die Schwächeren geraten manchmal in die Gefahr, durch das Netz zu fallen, wobei gut erkannt wird, wenn sich der eine oder andere auf irgend eine Form verändert. So konnte ich zudem sagen, dass ich denke, bei meinen Mitpatienten als Freund angesehen zu werden, sonst wären nicht so viele gekommen, um nach Rat zu fragen, den ich gerne gab, ähnlich wie es bei meiner Einlieferung war.

Abschließend lässt sich sagen, dass Krankheit in der Diskussion für Kranke nicht schlecht ist, doch sich nicht verallgemeinern lässt. Für mich, der ich mich viel mit meiner Vergangenheit auseinandersetzt habe und jeden Augenblick nutze, der sich mir bietet, war es sicherlich gut. Es war einfach ein schönes Gefühl zu sehen, dass Gesunde zwar etwas hatten, das Kranke nicht hatten, man jedoch sehen konnte, dass Krankheiten und Leid auch wertvolle Erfahrungen mit sich bringen können, wenn man sich selbst wieder ein wenig aufrafft und den Kampf aufnimmt.

Ich gab viel von mir her, doch nahm ich andererseits viele Anmerkungen mit nach Hause, die Narben sind nicht aufgebrochen, weil meine Verarbeitung in der Zwischenzeit alltagstauglich geworden zu sein scheint.

3.4. Zusammenfassung und Versuch einer Einordnung

Das Seminar „Krankheits- und Behinderungsbearbeitung anhand von Beispielen aus (sozial-)pädagogischen Arbeitsfeldern“ bot Christoph Kuonath als ausgewie-

senem Experten seiner Biographie⁴³ die Möglichkeit, nicht nur über seine Erlebnisse und Erfahrungen mit Krankheit, Behinderung, Rehabilitation und den Bemühungen, sich in das soziale, gesellschaftliche und berufliche Alltagsleben (wieder) einzugliedern, zu berichten, sondern im Kreise von angehenden Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen die Geschehnisse als solche zum Anlaß zu nehmen, über die damit verbundenen Gedanken, Gefühle, Wünsche, Hoffnungen und Zweifel zu diskutieren.

Die Seminarteilnehmer erarbeiteten sich im Verlaufe der Veranstaltung einführende Kenntnisse über theoretische Grundlagen von Krankheits- und Behinderungsbewältigung, sie stellten die von ihnen in ihren alltäglichen Arbeitszusammenhängen erlebten Erfahrungen mit kranken und behinderten Menschen zur Diskussion, sie suchten auf theoretischer Ebene gewonnene Erkenntnisse an in der Literatur beschriebenen Lebensschicksalen zu überprüfen - Höhepunkt dieses Sensibilisierungsprozesses für Aspekte der Entwicklung einer möglichst erfolgreich verlaufenden Krankheits- und Behinderungsbewältigung stellt die Diskussion der Seminarteilnehmer mit Christoph Kuonath als ehemaligem Rehabilitanden des Neurologischen Rehabilitationszentrums Hegau-Jugendwerk dar.

In Vorbereitung auf diese Gespräche bestand die Möglichkeit, vorab die Lebensgeschichte des Christoph Kuonath in Verbindung mit seiner Erkrankung und den von ihm angestellten Bemühungen um eine erfolgreiche Rehabilitation anhand des von ihm erstellten autobiographischen Berichtes⁴⁴ kennen zu lernen, auftretende Fragen direkt an den Verfasser in mündlicher Form zu richten und somit ein umfassendes Bild eines Menschen zu erhalten, der in einer ihn charakterisierenden aktiven, unermüdlichen, rast- und atemlosen Weise die durch zahlreiche Rückschläge kennzeichnbare, letztendlich aber erfolgreich verlaufende Rehabilitation durchlebt.

Christoph Kuonath bleibt nicht auf dem Niveau der bloßen Beschreibung von Ereignissen stehen, er sucht vielmehr nach Ursachen und Hintergründen für Geschehnisse und Begegnungen.

Während er sich in dem ersten Teil seiner Lebensgeschichte eher, was verständlich und nachvollziehbar erscheint, aus der subjektiv-beschreibenden Sicht eines unmittelbar von Krankheit und Behinderung betroffenen jungen Menschen aus der laufenden Phase der stationären Rehabilitation äußert, zeichnet er sich in seinen Berichten im Zuge des zweiten Teils seiner Lebensgeschichte durch ein intellektuell hoch anzusiedelndes Abstraktions- und Reflexionsvermögen aus, auf dessen

⁴³ vgl. SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI 1993, 10.

⁴⁴ vgl. KUONATH/SOMMER 1999.

Grundlage, gepaart mit einem deutlich wahrnehmbaren Maß an Selbstkritik und einer außerordentlich ausgeprägten Gesprächs- und Diskussionsbereitschaft, er die Zuhörerinnen und Zuhörer in seinen Bann zu ziehen vermochte.

Es scheint ihm nicht mehr ausschließlich um das Erzählen im Sinne von „Loswerden“ seiner Geschichte zu gehen, sondern eher darum, und dies wird in den Rückmeldungen der am Seminar teilnehmenden Studenten wiederholt deutlich, Deutungs- und Erklärungsmuster für ein sein bisheriges Leben einschneidendes Ereignis zu entwickeln, auf deren Grundlage Christoph Kuonath in der Lage wäre, seinem Leben einen anderen, einen „neuen“ Sinn zu geben.

3.5. Rückmeldungen von Seiten der Seminarteilnehmer

Der in der abschließenden Sitzung an die Studenten ausgeteilte, schriftlich zu bearbeitende Rückmeldebogen beinhaltete neben anderen auch die Frage, ob die Seminarteilnehmer sich nach Ende der Veranstaltung eher als zuvor einzuschätzen in der Lage sähen, "welche Dimensionen und welche lebensgeschichtlich bedeutsam werdenden Auswirkungen *Krankheit* und *Behinderung* im weiteren Leben eines Menschen einnehmen können und welche Bedeutung Krankheitsverarbeitung"⁴⁵ in diesem Zusammenhang zukomme.

Auf diese auf den Grad der Sensibilisierung für Krankheitsbearbeitung und Behinderungsbewältigung abzielende Frage wurden u.a. folgende Antworten abgegeben:

"Es ist mir vor allem durch die Veranstaltungen mit Christoph die Dimension der Krankheitsverarbeitung bewusst geworden, die sich in sämtlichen Lebensbereichen niederschlägt."

"Krankheit und Behinderung sind sehr prägend für einen Menschen und seine Lebensgeschichte. Daher ist mir die Bedeutung einer individuellen Krankheitsverarbeitung deutlich geworden."

"Durch persönliche (biographische) Erfahrungen und der Konfrontation mit chronischen Krankheiten und Tod in meiner Praxisstelle waren mir die Dimensionen durchaus schon vor dem Seminar bewusst. Das Seminar hat mir darüber hinaus neue Anstöße zur Selbstreflexion in privater und professioneller Hinsicht gegeben. Auch kann ich jetzt meine Gedanken etwas klarer strukturieren."

⁴⁵ Frage 1 des Rückmeldebogens vom 22.02.2000.

Während des Seminars (besonders zusammen mit Christoph) hatte ich viele 'Aha-Erlebnisse' und konnte mich in vielen Erzählungen wiederfinden."

"Über die Bedeutung der Krankheitsverarbeitung hatte ich mir schon vor dieser Veranstaltung ein Bild gemacht. Durch dieses Seminar wurde dieses Bild differenzierter: Krankheitsverarbeitung ist ein ganz individueller Prozess, dessen Einzigartigkeit aus persönlichem Erleben, Deuten und Überlegen entsteht."⁴⁶

Eine weitere Bitte an die Seminarteilnehmer bestand darin, "drei Einsichten oder Erkenntnisse (zu notieren, Zusatz durch d. Verf.), die sich im Verlaufe des Seminars hinsichtlich des Themenbereiches *Krankheitsverarbeitung* (...), ihrer Meinung nach, Zusatz d. Verf.) als besonders bedeutsam erwiesen haben"⁴⁷.

Auf diese Frage wurden u.a. geantwortet:

- die "Menschen werden in ihrem Alltag immer wieder mit ihrer Krankheit konfrontiert und es zeigt sich dann, wie weit sie im Prozess der Verarbeitung sind";
- diese "Menschen erleben viele Grenzerfahrungen";
- "erfolgreiche Krankheitsverarbeitung braucht auch den Platz und den Raum, in dem die Krankheit thematisiert werden kann";
- "Krankheit muss angenommen werden, bevor eine Besserung eintreten kann";
- "wichtig sind Bezugspersonen, die bei Bedarf/Bereitschaft entsprechend helfen können";
- "Wichtigkeit von Beziehungsaufbau, Begegnung, Annahme";
- "Begegnung mit Christoph";
- "Coping ist eine Lebensaufgabe";
- "Es ist egal, an was der Betroffene glaubt, wichtig ist nur, dass er glaubt";
- auf diese Situation zu antworten";
- "Krankheitsverarbeitung ist ein lebenslanger Prozess";
- "ohne die betroffene Person lässt sich der Erfolg der Verarbeitung nur sehr eingeschränkt bewerten, untersuchen, einschätzen".

Auf die Frage, was die Seminarteilnehmer aus dieser Veranstaltung "mitnehmen", wenn sie an ihr "weiteres Studium/an ihre spätere Berufstätigkeit denken"⁴⁸, wurde u.a. angegeben:

- "Es ist mir wieder einmal bewusst geworden, wie schnell wir über die Köpfe unserer 'Klienten' hinweg handeln. Dies möchte ich mir immer wieder vor Augen

⁴⁶ Rückmeldebögen der Seminarteilnehmer vom 22.02.2000.

⁴⁷ Frage 3 des Rückmeldebogens vom 22.02.2000 (Auslassungen durch d. Verf.).

⁴⁸ Frage 6 des Rückmeldebogens vom 22.02.2000.

führen und in meiner beruflichen Tätigkeit versuchen, mein Handeln transparent zu machen und die Menschen an dem Prozess teilhaben zu lassen";

- "Mir ist die Bedeutung sehr deutlich geworden und dass man sich immer wieder neu auf einen Klienten anstellen muss, Zeit, Vertrauen aufbauen und gemeinsam den Verlauf der Krankheitsbewältigung bespricht und begleitet";
- "Ich werde sensibler darauf achten, wie geistig behinderte Menschen (mein Arbeitsfeld) ihre Behinderung erleben, und versuchen, sie in ihrer Behindernungsbewältigung zu unterstützen";
- "ständige Selbstreflexion - Grenzen; Nähe/Distanz überprüfen, eigene, biographische bedingte Emotionen zulassen können (gehören mit zur Professionalität), aber auch nach der Arbeit nach Hause gehen können und die Klienten so gut es geht außen vor zu lassen";
- "Mut, auch mal andere (persönliche) Wege zu gehen";
- "Mut, auch Fragen nach Sinn und Religion zu stellen".

Unter dem Punkt "weitere Anmerkungen" wurden von den Seminarteilnehmern Aspekte aus unterschiedlichen Bereichen angeführt:

- "Ich habe aus der Veranstaltung sehr viel mitgenommen. Besonders wertvoll waren für mich die Gespräche mit Christoph".
- "War von Christoph etwas enttäuscht (...). Finde, er versucht zu viel selbst zu managen. Wenn er wirklich gläubig ist, muss er noch mehr von seinem 'Ich schaffe alles alleine' wegkommen - so ist m.E. wieder ein Rückfall vor auszusehen. Noch ist er auf einem weiten Weg und sollte sich dazu mehr Zeit nehmen".
- "Christoph zu erleben, war ein Gewinn. Positive Erfahrungen bauen auf".
- "Wenn es gelingt, die Bedürfnisse des Gegenübers zu erkennen und wertschätzend mit seiner Biographie, Einsicht, Lebensperspektive umzugehen, kann ich mir das Gelingen eines Gespräches der Beziehungsgestaltung als eines begleitend-helfenden Prozesses vorstellen".

4. Ausblick

Wie in den Vorüberlegungen zu dem ersten Teil von „Biographie und Behinderung“⁴⁹ beschrieben, hat sich Christoph Kuonath auch in dem vorliegenden Band dem Vorhaben verschrieben, mit interessierten Vertretern der Öffentlichkeit und Menschen, die von Berufs wegen mit Krankheit und Behinderung zu tun haben, ins

⁴⁹ vgl. KUONATH/SOMMER 1999.

Gespräch zu kommen.

Die von Christoph Kuonath beschriebenen Stationen auf seinem Lebensweg unterscheiden sich von denen eines nicht-behinderten Jugendlichen darin, dass es in seinem Leben einen „Bruch in der Biographie“⁵⁰ zu verzeichnen gab, der sämtliche, vormals bestehende Lebensentwürfe von einem Tag auf den anderen zunichte zu machen schien.

An diese Stelle rückten nicht dauerhaft Selbstmitleid, Resignation und Verzweiflung, sondern das sich allmählich ausprägende Bewusstsein über eine schier unerschöpfliche Quelle von Lebensmut und Kraft, die Christoph Kuonath im Gegensatz zu vielen anderen jugendlichen Rehabilitanden zu einer von ihm aktiv vorangetriebenen, über das gängige Maß hinausgehenden, letztlich erfolgreichen Rehabilitation ermunterte.

Das Niederschreiben von Ereignissen und den damit verbundenen Gefühlen und Gedanken stellt für Christoph Kuonath nach eigenen Aussagen eine Möglichkeit zur Verarbeitung seiner Erkrankung dar.

Wie ein „roter Faden“ durchziehen die Fragen nach der „Höheren Macht“ und die Suche nach neuen Lebensaufgaben und dem „Sinn des Lebens“ die schriftlichen Berichte und mündlichen Erzählungen des Christoph Kuonath.

Rehabilitation erhält im Zusammenhang mit der Beschreibung dieses Lebensschicksals umfassende Bedeutung: Standen zunächst akutmedizinische, lebenserhaltende Maßnahmen im Mittelpunkt, später medizinisch-therapeutische Belange während der ersten Phase der Rehabilitation, so verschoben sich die Gewichte mit zunehmender Mobilisierung in körperlicher wie intellektueller Hinsicht in Richtung auf die Reflexion des jeweils vorherrschenden Bewusstseinsstandes, auf anstehende Fragen der Krankheitseinsicht und Behinderungsverarbeitung sowie auf die Entwicklung neuer Lebens- und Zukunftsperspektiven.

Nach Behandlung in Akutkrankenhäusern, nach der stationären Rehabilitation im Hegau-Jugendwerk, nach schrittweisen Arbeitsversuchen auf dem elterlichen Bauernhof befindet sich Christoph Kuonath mittlerweile, im April des Jahres 2000, in einer Weiterbildungsmaßnahme zum staatlich anerkannten Agrartechniker an der Akademie Nürtingen.

Hier kann er seinen Interessen, theoretisches Wissen zu erwerben und Neues hinzuzulernen, verbinden mit dem Gedankenaustausch unter gleichgesinnten jungen Menschen über die sie beschäftigenden Themen. Damit befindet er sich in der Phase von Rehabilitation, in deren Rahmen das (Wieder-)Erlangen sozialer und kommunikativer Kompetenzen wie auch die (Wieder-)Eingliederung in das soziale

⁵⁰ STADLER 1990, 194.

und berufliche Alltagsleben gefordert ist.

Christoph Kuonath beschließt seine schriftlichen Ausführungen mit Überlegungen, die in kurz zusammenfassender Form noch einmal die gesamte Bandbreite seines bisherigen Lebensweges ansprechen: Rückschläge, anfangs ungünstige Prognosen zum Krankheitsverlauf, sich allmählich entwickelndes Bewusstsein über die eigene Lebenskraft, stetige Fortschritte in der stationären Rehabilitation, das Abschließen der Berufsausbildung zum Landwirtschaftsgesellen, die Entlassung aus der stationären Rehabilitation, die Mitarbeit auf dem elterlichen Landwirtschaftsbetrieb, der Entschluss zur Teilnahme an der Weiterbildung zum staatlich geprüften Agrartechniker an der Akademie Nürtingen, das Verfassen des ersten Teils seines autobiographisch orientierten Erfahrungsberichtes „Biographie und Behinderung“ (Schriftenreihe Jugendwerk Band 6, Gailingen 1999), das Mitwirken an der Veranstaltung „Krankheits- und Behinderungsbearbeitung anhand von Beispielen aus (sozial-)pädagogischen Arbeitsfeldern“ im Rahmen der akademischen Ausbildung angehender Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen - Gedanken, in deren Zuge existentielle, den „Sinn des Lebens“ betreffende Fragen thematisiert werden.

Schließen möchte ich ähnlich wie in meinem ersten Bericht: Ich habe viele Ziele und Träume, die in der Zwischenzeit wieder recht hochgesteckt sind, doch ich konnte in der Vergangenheit einige auch schon erreichen und das auf eine Weise, wie ich es nie für möglich gehalten hätte.

Sollte nun ein Leser Fragen oder Kritik haben, wäre ich sogar froh, wenn ich davon hören oder lesen würde, da ich so wieder neue Rückschlüsse ziehen könnte.

Es gäbe sicherlich noch vieles zu berichten und manche Situation wäre es wert, erwähnt zu werden. So war ich beispielsweise nach meiner bestandenen Gesellenprüfung in einem Berufsbildungswerk, um mir ein Bild von dieser Einrichtung und einer möglichen Aufnahme zu machen. Ich fand es nicht schlecht, doch zu jener Zeit konnte es mich dann doch nicht begeistern.

Ich träume eben von anderem und mein Herz hängt eben sicherlich auch stark durch meine Ausbildung an der Landwirtschaft. Des öfteren werde ich gefragt, ob ich nun alles bereue, wo ich doch die großen Schwierigkeiten erkannt habe, diesen Weg gegangen zu sein. Ich muss immer wieder klar sagen: nein.

Es war einfach mein Weg und ich musste ihn gehen, auch wenn ich gemerkt habe, dass nicht alles so leicht ist, wie ich es mir vorstellte; meine Hoffnung ist immer noch da und ich übe mich in Geduld. Es kam hinzu, dass mir mein Einstieg in den Beruf und die Aufnahme in die Weiterbildung viel leichter fiel als erwartet und die Sorgen umsonst waren. Ich sehe heute zwar, dass in der Reha alles gut geprüft werden musste, um mich vor einer großen Enttäuschung zu bewahren, doch ab und zu muss den Rehabilitanden auch etwas zugetraut werden, da sonst der Schritt zur Selbständigkeit immer größer wird und fast nicht wieder zu schaffen ist.

Gelernt habe ich aber auch, dass nicht nur meine ganze Krankheit eine lebenslange Entwicklung ist und ich bald den Punkt erreicht habe, wo ich sagen kann, es ist alles wie vorher, sondern dass das ganze Leben eine einzige Entwicklung ist.

Manchmal bin ich auch noch traurig ob der Tatsache, dass ich nie mehr wie früher sein werde, doch ich weiß, dass ich dazu gelernt habe und meinem Gott auf dieser Welt nichts unmöglich ist. Diese Tatsache allein macht mich dann wieder ruhig und ordnet meine Bahnen, zumal es mich weiter hoffen lässt.

Ich wünsche mir Gesundheit wie früher, doch bin ich auch froh, einige Erfahrungen gemacht zu haben. So weiß ich, dass, wenn es bestimmt ist, ich wieder gesund werde, dies auch über Nacht passieren könnte. Oft träume ich davon, auch wenn es nicht sein soll, aber durch die Tatsache, dass es etwas oder jemanden gibt, dem es möglich wäre, spielerisch dies gelingen zu lassen, lässt mich glauben - ich werde weiter dran bleiben und meinen Glauben auch durch weitere Prüfungen hoffentlich halten, hat er mir doch schon so großartig geholfen und wird es weiter tun sowohl im Nachdenken als auch bei der Bewältigung meiner letzten Einschränkungen.

Der Weg, den ich gehen soll, ist noch weit, doch ich habe begonnen, mich auf den Pfad zu begeben und bin trotz vieler Erlebnisse des Auf und Ab erst am Anfang meines persönlichen Weges.

Ich kann nur alle Menschen immer wieder zu ermutigen suchen, ihren Weg zu gehen. Ich weiß, dass ich heute meine Zweifel einfach abladen kann und nicht alleine gelassen bin; und so bin ich recht zufrieden, doch noch ist die Zeit des Ausruhens nicht erreicht. Wann sie erreicht sein wird, weiß ich nicht und demnach gibt es immer was zu tun, doch ich denke, es ist in Ordnung, wenn ich hin und wieder eine Pause mache, um Luft zu holen und neuen Schwung.

Es gibt dennoch viel zu tun und mein Weg ist noch lang, vor allem solange auf dieser Welt keine Gerechtigkeit herrscht. Vielleicht ist dies utopisch, dass es so sein könnte, doch zumindest könnte es besser sein, auch wenn nie alle Menschen friedlich zusammenleben werden und dem anderen soviel gönnen wie sich selbst. Deshalb weiß ich

auch, dass es mir nicht umsonst wieder gut geht und dass ich nicht umsonst überlebt habe, sondern dass ich wie jeder andere auch eine Aufgabe habe, es sei dahin gestellt welche, trotz Behinderung, für die ich vielleicht gerade so werden musste wie ich bin. Zufrieden kann ich nun sein und vielleicht habe ich die Möglichkeit, eines Tages weiter aus meinem Leben zu erzählen, was die Zeit brachte, wo meine Aufgabe war und ist und wie ich als einst schwerkranker Mensch doch noch positiv durchs Leben gehen konnte und nicht resignieren musste.

Es ist meine Meinung, dass sich auch für kranke Menschen das Leben noch lohnen muss und sie auch eine Aufgabe finden können und mit ihrem Leben noch etwas anfangen können.

So schließe ich meine Erzählung mit der Erkenntnis, dass der Weg weiter gehen wird und es weitere Schwierigkeiten geben wird, wir Menschen uns aber vor der Zukunft nicht fürchten müssen, denn es gibt noch etwas höheres Unerklärliches auf dieser Welt, das uns helfen kann.

Der „Kampf“ hat sich gelohnt, er wird sich noch durch das ganze Leben ziehen und er wird sich auch lohnen, um weitere Ziele und Träume zu realisieren und um zu zeigen, dass nicht nur der Mensch über Leben und Tod entscheidet, sondern die Hoffnung erhalten bleibt, dass trotz schlechter Prognosen jemand da ist, für den nichts unmöglich ist und der alleine das Leben von uns Menschen in der Hand hat, denn sonst wären wir nicht so oft beschützt, da der Einzelne gar nicht soviel Glück haben kann. Ich lebe in dieser Welt mit offenen Augen, Freude zu geben und zu nehmen, mein Leben zu nutzen und ihm einen Sinn zu geben; unabhängig davon was kommt, kann es positiv weitergehen.

Übersicht über die verwendete Literatur

BAACKE, D. 1979: Ausschnitt und Ganzes. Theoretische und methodologische Probleme bei der Erschließung von Geschichten. In: BAACKE, D./SCHULZE, T. (Hg.), Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. München 1979, 11-50.

BAACKE, D. 1985²: Einführung in die außerschulische Pädagogik. Weinheim, München.

- Bundesarbeitsgemeinschaft für Rehabilitation 1993:** Herausforderungen und Perspektiven der Rehabilitation. Vorschläge für die Weiterentwicklung in der Rehabilitation. In: Rehabilitation (32) 1993, 1-25.
- ENGELKE, E. 1993²:** Soziale Arbeit als Wissenschaft. Eine Orientierung. Freiburg/Brsg.
- FICHTENKAMM, R. 1987:** Familiäre Übergänge im Wandel. Die sozialwissenschaftliche und die statistische Literatur über qualitative Erhebungs- und Auswertungsmethoden und über die Bedeutung dieser Methoden für die Familienforschung. Wiesbaden.
- FISCHER, D. 1984:** Lebenslauf und Behinderung als Herausforderung für die Sonderpädagogische Diagnostik. Diss. Phil. Fak. Universität Würzburg. Würzburg.
- FLICK, U. 1995:** Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg.
- FUCHS, W. 1984:** Biographische Forschung. Opladen.
- GRÖSCHKE, D. 1997²:** Praxiskonzepte der Heilpädagogik. Anthropologische, ethische und pragmatische Dimensionen. München, Basel.
- HAUS-HERRMANN, H./HEUBROCK, D. 1996:** Psychosoziale Arbeit in der stationären neurologischen Rehabilitation von Kindern und Jugendlichen. In: MICHELS, H.-P. (Hrsg.), Chronisch kranke Kinder und Jugendliche. Psychosoziale Betreuung und Rehabilitation. Tübingen 1996, 211-227.
- Hegau-Jugendwerk 1999:** Ein Überblick über Arbeitsbereiche und inhaltliche Schwerpunkte der Einrichtung. Schriftenreihe Jugendwerk - Beiträge zur Neurologischen Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Bd. 9. Gailingen.
- Jugendwerk Gailingen 1990:** Konzeption des Sozialpädagogischen Dienstes des Neurologischen Rehabilitationskrankenhauses für Kinder und Jugendliche Jugendwerk Gailingen. Gailingen, hektogr. Manuskript.
- Jugendwerk Gailingen 1994:** Arbeitspapier Sozialpädagogische Arbeit im Jugendwerk Gailingen. Gailingen, hektogr. Manuskript.
- KASZTANTOWICZ, U. (Hrsg.) 1982:** Wege aus der Isolation. Konzepte und Analysen der Integration Behinderter in Dänemark, Norwegen, Italien und Frankreich. Heidelberg.
- KUONATH, C./SOMMER, B. 1999:** Biographie und Behinderung - Subjektive Deutungen und Bewältigungsstrategien von Krankheit und Behinderung. Ein autobiographisch orientierter Erfahrungsbericht. Schriftenreihe Jugendwerk - Beiträge zur Neurologischen Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Bd. 6. Gailingen.
- LAMNEK, S. 1989:** Qualitative Sozialforschung. Bd. 2: Methoden und Techniken.

München.

- MAYRING, P. 1990:** Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. München.
- MICHELS, H.-P. (Hrsg.) 1996:** Chronisch kranke Kinder und Jugendliche. Psychosoziale Betreuung und Rehabilitation. Tübingen.
- MISEK-SCHNEIDER, K. 1996:** Psychosoziale Aspekte von Kranksein und Krankheitsbewältigung. In: SCHWARZER, W. (Hrsg.), Lehrbuch der Sozialmedizin für Sozialarbeit, Sozial- und Heilpädagogik. Dortmund 1996, 73-95.
- MUTHNY, F.A. 1994:** Krankheitsverarbeitung bei Kranken und Gesunden. In: SCHÜSSLER, G./LEIBING, E. (Hg.), Coping. Verlaufs- und Therapiestudien chronischer Krankheit. Göttingen 1994.
- PÖSSL, J./MAI, N. 1996:** Rehabilitation im Alltag. Gespräche mit Angehörigen hirngeschädigter Patienten. Dortmund.
- REGUS, M. 1996:** Rehabilitation chronisch kranker und behinderter Menschen. In: SCHWARZER, W. (Hrsg.), Lehrbuch der Sozialmedizin für Sozialarbeit, Sozial- und Heilpädagogik. Dortmund 1996, 157-177.
- RITZ, A. 1998:** Neurologische Rehabilitation von Kindern und Jugendlichen. In: not - Unabhängige Fachzeitschrift der Schädel-Hirnverletzten (6) 1998, 3, 20-24.
- ROSE, L. 1991:** Das Drama des begabten Mädchens. Lebensgeschichten junger Kunstturnerinnen. Weinheim, München.
- SHELLIG, D. 1996:** Neurorehabilitation nach traumatisch bedingten Hirnschädigungen bei Kindern und Jugendlichen. In: MICHELS, H.-P. (Hrsg.), Chronisch kranke Kinder und Jugendliche. Psychosoziale Betreuung und Rehabilitation. Tübingen 1996, 251-277.
- SCHNEIDER, U./WEISHAUPT, G./MAI, N. 1993:** Warum hat mir das niemand vorher gesagt? Erfahrungen jugendlicher Patienten mit Hirnverletzungen. Dortmund.
- SCHULZE, T. 1979:** Autobiographie und Lebensgeschichte. In: BAACKE, D./SCHULZE, T. (Hg.), Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. München 1979, 51-98.
- SCHWARZER, W. (Hrsg.) 1996:** Lehrbuch der Sozialmedizin für Sozialarbeit, Sozial- und Heilpädagogik. Dortmund.
- SOMMER, B. 1996:** Zum Bedeutungswandel von *Gewalt gegen Kinder*. Aspekte qualitativen Wandels des Phänomens *Gewalt gegen Kinder* als Problem sozialer Wirklichkeit. Egelsbach, Frankfurt/Main, St. Peter Port.
- SOMMER, B. 1997 a:** Pädagogik in der Neurologischen Rehabilitation hirngeschädigter Kinder und Jugendlicher - Zur Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Grundlegung. In: Unsere Jugend (49) 1997, 1, 18-21.

- SOMMER, B. 1997 b:** Pädagogik in der Neurologischen Rehabilitation hirngeschädigter Kinder und Jugendlicher. In: STEINEBACH, C. (Hrsg.), Heilpädagogik für chronisch kranke Kinder und Jugendliche. Freiburg/Brsg. 1997, 175-186.
- SOMMER, B. 1998:** Pädagogik und Neurologische Rehabilitation hirngeschädigter Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener - Versuch einer Standortbestimmung. Schriftenreihe Jugendwerk - Beiträge zur Neurologischen Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen Bd. 5. Gailingen.
- SOMMER, B. 1999:** Pädagogik und Neurologische Rehabilitation hirngeschädigter Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener. Standortbestimmung und Perspektiven einer wissenschaftlichen Grundlegung. Egelsbach, Frankfurt/Main, München, New York.
- SPÖHRING, W. 1989:** Qualitative Sozialforschung. Stuttgart.
- STADLER, H. 1990:** Didaktische Probleme des Unterrichts und der Unterweisung bei Schädel-Hirn-Traumatikern. In: Rehabilitation (29) 1990, 192-200.
- STRECKER, D. 1989:** Kinder müssen nicht verunglücken. Fellach-Oeffingen.
- THEUNISSEN, G. 1991:** Heilpädagogik im Umbruch. Über Bildung, Erziehung und Therapie bei geistiger Behinderung. Freiburg/Brsg.
- ZIEGLER, G. 1982:** Psychosomatische Aspekte der Onkologie. Stuttgart.
- WAHL, K./HONIG, M.-S./GRAVENHORST, L. 1982:** Wissenschaftlichkeit und Interessen. Zur Herstellung subjektivitätsorientierter Sozialforschung. Frankfurt/ Main.